

QUER!

Das Gendermagazin der ASH Berlin



GANZ SCHÖN FORSCH_UNG!

Gender-Forschung an der ASH

2 Impressum

3 Editorial

4 Neues aus dem Frauenbüro

Schwerpunkt: Gender-Forschung an der ASH Berlin

- 6 Perspektiven queerer Bildung - Herausforderungen der Queer Theory für eine kritische Pädagogik
von *Jutta Hartmann*

- 12 Feministische offene Mädchen*arbeit auf dem Prüfstand
von *Rebekka Berrin Şengül*

- 17 Jugendhilfe jenseits der gesellschaftlichen Geschlechterkategorien
– Eine Untersuchung zur Nachfrage und Notwendigkeit von queeren
therapeutischen Wohngemeinschaften
von *Kerstin Bauer und Heike Gadinger*

- 22 Feministische Partizipatorische Aktionsforschung
von *Nivedita Prasad*

- 26 Von Null auf adipöse Kinder
von *Debora Antmann*

- 31 GLESA: Gleichgeschlechtliche Lebensweisen und Selbstbestimmung im Alter
von *Urs Gamsavar und Ralf Lottmann*

- 32 Wohnungslose Frauen mit minderjährigen Kindern
von *Claudia Körner*

- 33 Sich dem feministischen Antisemitismus stellen - Ein Forschungsdesiderat
von *Anna-Lin Karl*

Gastbeitrag

- 36 Statement der Bloggerin, Journalistin und Mitinitiatorin des Hashtags für
Alltagsrassismus #SchauHin zu fünf Jahren Queer-Feminismus
von *Kübra Gümüşay*

Blogschau

- 38 Mädchenmannschaft, Shehadistan und Laufmoos
von *Debora Antmann*

40 Glossar

Ausblick

- 44 Call for Papers
Schwerpunkt: Care Ökonomie

Ausgabe 20 Sommersemester 2014

GANZ SCHÖN FORSCH_UNG

Gender-Forschung an der ASH

ISSN 1860-9805

Herausgeberin

Frauenbüro der Alice Salomon Hochschule Berlin

Redaktion

Debora Antmann, Jana Meincke, Verena Meister

Vi.S.d.P.

Verena Meister (Frauenbeauftragte)

Alice Salomon Hochschule Berlin

Alice-Salomon-Platz 5

12627 Berlin

T. 030/ 99245-320/322

F. 030/ 99245-245

E-Mail: quer@ash-berlin.eu

Website: <http://www.ash-berlin.eu/profil/gleichstellung/quer-genderzeitschrift>

Layout und Satz

bureau zanko

zankoloreck.de

Druck

viaprinto, Münster

Auflage

1. Auflage 20/2014: 1200 Exemplare

Allgemeine Hinweise

Die QUER erscheint in der Regel einmal pro Jahr und ist online sowie als Printausgabe kostenfrei im Frauenbüro an der ASH Berlin erhältlich.

Alle Rechte sind vorbehalten. Der Nachdruck ist nur mit schriftlicher Genehmigung der Redaktion möglich. Dies gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht die Meinung der Redaktion wieder.

Die Redaktion und Autor_innen arbeiten ehrenamtlich. Wir freuen uns über Zuschriften.

Bildnachweise

Bild 1 (Neues aus dem Frauenbüro) Gruppenbild © Susann Richert

Bild 2 (Perspektiven queerer Bildung) Fröhliche Fingerpuppen © Jürgen Fälchle - Fotolia.com

Bild 3 (Feministische offene Mädchen*arbeit auf dem Prüfstand) Three young girl friends at a playground smiling © Monkey Business - Fotolia.com

Bild 4 (Jugendhilfe jenseits der gesellschaftlichen Geschlechterkategorien) WG-Flur © Verena Meister

Bild 5 (Feministische Partizipatorische Aktionsforschung) Stühle Stuhlkreis © wollyvonwolleroy - pixabay

Bild 6 (Von Null auf adipöse Kinder) childhood obesity © wellphoto - Fotolia.com

Bild 7 (GLESA) Tag der offenen Tür © Lebensort Vielfalt

Bild 8 (Wohnungslose Frauen mit minderjährigen Kindern) Unsichtbar und ungesehen © Schibri-Verlag

Bild 9 (Sich dem feministischen Antisemitismus stellen) Birgit Rommelspacher © ASH Berlin

Bild 10 (Kübra Gümüşay) Kübra Gümüşay © Jessica Mintelowsky

Bild 11 (Blogschau) www.maedchenmannschaft.net © Mädchenmannschaft /Eva Hillreiner

Bild 12 (Blogschau) www.shehadistan.com © Nadia Shehadeh

Bild 13 (Blogschau) www.laufmoos.de © Joke Janssen

Bild 14 (Blogschau) www.argedickeweiber.wordpress.com © ArgeDickeWeibe

HALLO!

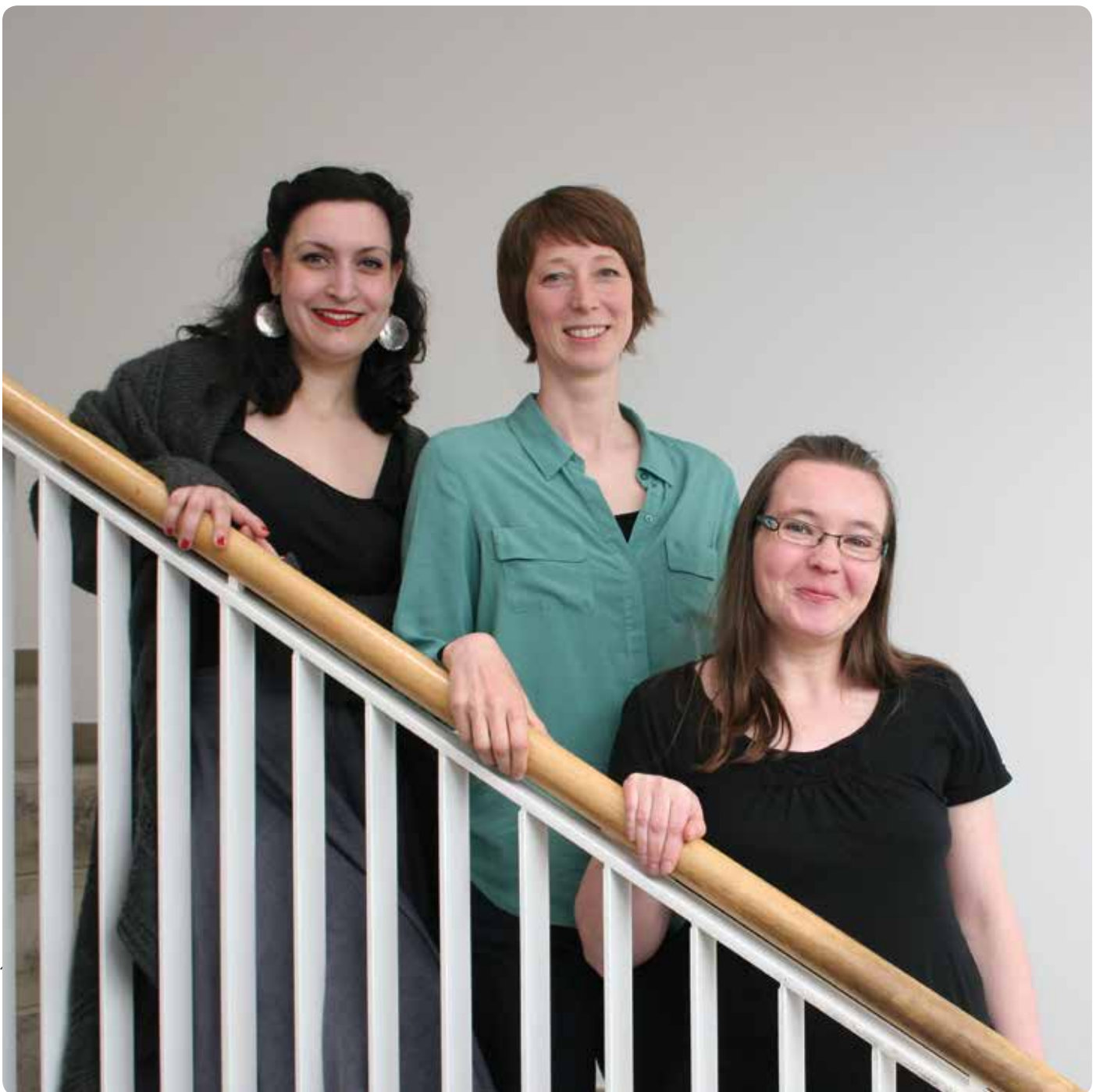
Die Auseinandersetzung mit Frauenfragen und Geschlechterverhältnissen hat eine lange Tradition an der ASH Berlin. Zum einen gab und gibt es immer wieder Forschungsarbeiten zu Geschlecht als sozialer Kategorie und zum anderen ist Gender als Querschnittsthema in allen Fächern und bei (fast) allen Themen an der ASH Berlin relevant. Mit der aktuellen Ausgabe der *Quer* zum Schwerpunkt Gender-Forschung an der ASH Berlin möchten wir diese Forschung sichtbar machen und die unterschiedlichen Zugänge zu Gender in der Forschung in den verschiedenen Fächern zeigen.

Alle Hochschulangehörigen waren dazu aufgerufen, zu folgenden Fragen Artikel einzureichen: Mit welchen Ansätzen der Frauen-, Geschlechter-, Gender- und Queer- Forschung wird an der ASH gearbeitet? Wozu wurde in der Vergangenheit geforscht, welche Ansätze sind heute aktuell und welche inhaltlichen Verschiebungen fanden dabei statt? Welche Forschungsarbeiten widmen sich explizit Gender-Fragen und welche Forschungsarbeiten berücksichtigen die Kategorie Geschlecht als Querschnittsthema? Wie wird mit der Pluralisierung von Geschlecht umgegangen und wie der Interdependenz mit anderen Ungleichheitskategorien Rechnung getragen?

Wir freuen uns, dass zahlreiche Artikel zusammengekommen sind. Die Beiträge geben einen Einblick in die genderbezogene Forschung an der ASH Berlin. Es gibt zahlreiche weitere Projekte, die leider nicht dargestellt werden konnten. Dennoch zeigt sich, dass Gender-Forschung ein lebendiger Forschungsschwerpunkt an der ASH Berlin ist.

Die Redaktion bedankt sich bei allen Autor_innen dieser Ausgabe für die konstruktive Zusammenarbeit und wünscht allen Leser_innen viel Spaß beim Lesen der *Quer*.

NEUES AUS DEM FRAUENBÜRO



VERSTÄRKUNG IM FRAUENBÜRO

Friederike Beier ist zurück im Büro der Frauenbeauftragten. Friederike Beier war bereits von Oktober 2012 bis Juni 2013 im Frauenbüro tätig. Nun wird sie das Team von Juni bis Dezember 2014 mit sieben Stunden in der Woche verstärken. Sie teilt sich die Stelle als hauptamtliche Frauenbeauftragte mit Verena Meister.

Und das Team ist im Sommer noch weiter gewachsen: Debra Antmann und Barbara Quincke sind für zwei Jahre ins Amt der stellvertretenden Frauenbeauftragten gewählt worden. Sina Luckof unterstützt das Team als studentische Mitarbeiterin.

FAMILIE KEIN „FRAUENTHEMA“ MEHR

Für alle Konzepte und Maßnahmen zur Vereinbarkeit von Studium und Beruf mit Familie war bisher die Frauenbeauftragte zuständig. Doch die strukturelle Verankerung des Themas „Familie“ bei der Frauenbeauftragten sendet ein falsches Signal, weil sie die Zuständigkeit von Frauen für die Familie zementiert. Außerdem fühlten sich Väter dadurch bisher nicht angesprochen und nehmen das Beratungsangebot kaum in Anspruch. Im Rahmen der Re-Auditierung als familiengerechte Hochschule im November 2013 wurde deshalb beschlossen, die Verantwortung für das Thema Familie der Hochschulleitung zu übertragen. Familie ist dann an der ASH Berlin – zumindest hochschulstrategisch – kein „Frauenthema“ mehr, sondern eins der allgemeinen Personal- und Organisationsentwicklung.

NEUE POSTDOC-STIPENDIATINNEN

Der zweite Jahrgang des Postdoc-Stipendiums hat zum 01.01.2014 die Arbeit aufgenommen. Die beiden Stipendiatinnen, Dr. Birgit Schreiber und Dr. Patricia Hänel, haben nun ein Jahr Zeit, um ihr Forschungsprofil auszubauen, Lehrerfahrung zu sammeln und sich lokal zu vernetzen. Vorrangiges Ziel ist es, einen Projektantrag auf den Weg zu bringen. Unterstützt durch ihre Mentorin Prof. Dr. Bettina Völter wird Dr. Birgit Schreiber einen Drittmittelantrag zum Thema „Medienabhängigkeit von Jugendlichen“ erarbeiten“. Dr. Patricia Hänel entwickelt mit ihrer Mentorin Prof. Dr. Jutta Rübiger einen Drittmittelantrag zum Thema „Adherence-fördernde Kommunikationstechniken für therapeutische und pflegende Berufsgruppen“. Das Stipendium wird aus Mitteln des Berliner Programms zur Förderung der Chancengleichheit für Frauen in Forschung und Lehre finanziert. Die nächste Ausschreibung des Stipendiums erfolgt im Sommer 2014.

GESCHLECHTERGERECHTIGKEIT IST THEMA DER GRUNDORDNUNG

Im Konzil wird seit 2013 eine neue Grundordnung erarbeitet. Im April 2014 wurde der Entwurf von der Frauenbeauftragten und dem Frauenrat zum Thema Geschlechtergerechtigkeit diskutiert. Wesentliche Teile des Entwurfs fanden im Konzil Zustimmung. Die Grundordnung regelt zukünftig das Wahlverfahren der Frauenbeauftragten und des Frauenrats und trifft Aussagen über die Aufwandsentschädigung für nebenberufliche Frauenbeauftragte. Außerdem werden die Zusammensetzung und die Aufgaben der Gender Mainstreaming-Kommission in der neuen Grundordnung dargestellt und eine gendersensible Kommunikation festgeschrieben.

PERSPEKTIVEN QUEERERER BILDUNG.

Herausforderungen der Queer Theory für eine kritische Pädagogik.

»THEORIEN SIND
QUELLEN UND
BEDINGUNGEN
DES HANDELNS«

—Judith Butler¹

Das homosexuelle Selbstouting des ehemaligen Fußballnationalspielers Thomas Hitzlsperger löste Anfang des Jahres ein breites öffentliches Echo aus. Die Bundesregierung, die Evangelische Kirche in Deutschland und die öffentlichen Medien waren sich in ihren Respektbekundungen einig und zahlreiche Nachrichtensendungen und Talkshows beteiligten sich daran, aus diesem Outing ein diskursives Ereignis zu machen. Die vom SPIEGEL (3/2014, S. 132) als „fast hysterische Aufmerksamkeit“ bezeichnete Reaktion – die sich deutlich etwa von dem leisen Zur-Kennntnis-Nehmen der ersten öffentlich von ihrer Lebensgefährtin sprechenden Bundesministerin Barbara Hendricks unterschied – speist sich aus der besonderen Rolle, die Männerfußball, so Klaus Theweleit (2014) im Deutschlandfunk, zu einem Ort macht, in dem „immer auch gesellschaftliche Verhaltensweisen verhandelt“ werden. Um solche handelt es sich bei der Konstruktion marginalisierter Gruppen ebenso, wie beim Entwurf eines modernisierten Umgangs mit diesen. Es würde sich zweifelsohne lohnen – und mag vielleicht die eine oder andere BA- Thesis anregen –, die Debatte rund um dieses Outing zu analysieren. Einen Einblick in einige meiner Forschungsstränge an der ASH für

das Hochschulmagazin ‚Quer‘ zusammenstellend, folge ich hier einem anderen Weg und greife die in den Diskussionen rund um dieses Outing immer wieder geäußerte Forderung heraus, sexuelle Vielfalt in Bildungseinrichtungen zu thematisieren.

Für den Bereich „Allgemeine Pädagogik und Soziale Arbeit“ an die ASH Berlin berufen, forsche ich u.a. im Schnittfeld von Kritischer Pädagogik und den *Gender & Queer Studies*.² Dabei untersuche ich Ausblendungen und Widersprüchlichkeiten in pädagogischen Diskursen und entwickle in Auseinandersetzung mit gender- und queertheoretischen Zugängen – mit identitäts- und machtkritischen Ansätzen zur Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht und Sexualität also – Perspektiven aus fragwürdig gewordenen Denk- und Handlungsgewohnheiten in Pädagogik und Sozialer Arbeit. Im Folgenden greife ich Argumentationen und Erkenntnisse aus meiner Forschung auf, die von Relevanz für die Debatten und Konzeptionen rund um das Vorhaben sind, sexuelle Vielfalt als Thema in Bildungskontexten zu implementieren. Zentral scheint mir zu sein, wie die Thematisierung geschlechtlicher und sexueller Vielfalt erfolgt und was ggf. weiterhin verstellt bleibt.

¹ Butler (2002: 124)

² Während die Allgemeine Pädagogik eine systematische Auseinandersetzung mit grundlegenden Zielen, Begriffen und Herausforderungen der Pädagogik leistet, fokussiert Kritische Pädagogik auf die mit Pädagogik verbundene gesellschaftliche Funktionalität im Sinne hervorgebrachter, reproduzierter und/oder infrage gestellter Macht- und Herrschaftsverhältnisse. Kritische Pädagogik bewegt sich an der Grenze der Allgemeinen Pädagogik, wendet sich dieser hinterfragend zu. Beide Begriffe, Allgemeine wie Kritische Pädagogik stehen für ein Forschungsfeld, in dem Theorien, z.B. Bildungstheorie, entwickelt, angewandt, hinterfragt und/oder überprüft werden. Vergleichbar

SEXUALITÄT UND VIELFALT: DIMENSIONEN SEXUELLER DIVERSITÄT

Einen wesentlichen Einflussfaktor auf die Professionalität pädagogischer und sozialer Arbeit hat der jeweilige theoretische Bezugsrahmen, in diesem Falle, das jeweilige Verständnis von geschlechtlicher und sexueller Differenz. In einem meiner Forschungsstränge diskutiere ich verschiedene Dimensionen des Themenkomplexes ‚Sexualität und Vielfalt‘, argumentiere für ein Verständnis von Sexualität als analytische Kategorie und erörtere die ‚Natur‘ der Sexualität als gesellschaftlich-kulturelle Konstruktion (Hartmann, 2014a u. 2014b). Denn: Das Bedeutungsfeld ‚Sexualität und Vielfalt‘ überschreitet deutlich den gegenwärtig in der Pädagogik diskutierten Horizont einer ‚Vielfalt der Sexualitäten‘.

Auch wenn neben den Reaktionen auf das Outing Hitzlspergers weitere wichtige Errungenschaften den Eindruck einer zunehmend unproblematischen Pluralität der Sexualitäten entstehen lassen, wenn etwa das Land Berlin die Initiative „Berlin tritt ein für Selbstbestimmung und Akzeptanz sexueller Vielfalt“ verwirklicht, mittlerweile Konzepte zur Thematisierung lesbisch-schwuler Lebensweisen in der Sexualpädagogik vorliegen und Homosexualität in einigen Aufklärungsbüchern für Kinder thematisiert wird: Nach wie vor dominieren negative Einstellungen von Jugendlichen und Erwachsenen gegenüber Homosexualität. Empirische Studien stellen ein Auseinanderklaffen zwischen aufgeschlossenen kognitiven Einstellungen von Jugendlichen einerseits und den von ihnen zu gleichgeschlechtlichen Orientierungen geäußerten Verhaltensweisen und affektiven Reaktionen andererseits fest (z.B. Huch/Krüger, 2008). Mit Blick auf Erwachsene sind für viele Milieus „tief verwurzelte Barrieren und entsprechend virulente Vorurteile – bis hin zu Ekel- und Hassgefühlen – gegenüber sexuellen Orientierungen, die vom Mainstream abweichen“ belegt (Antidiskriminierungsstelle des Bundes 2008, S. 84). Die Studie von LesMigras (2012) macht deutlich, wie lesbische und bisexuelle Frauen und Trans*³ alltäglich Diskriminierung und Gewalt erleben. Sie sensibilisiert insbesondere für die erfahrenen Mehrfachdiskriminierungen von Trans* und People of Colour (vgl. Beitrag in diesem Heft). Weitere Studien zeigen Ungleichheitsbedingungen für Homosexuelle mit sozioökonomischen Folgen und psychischen Kosten auf dem Arbeitsmarkt, wie im Gesundheitsbereich auf (vgl. Maier, 2010).

Sexualität erweist sich so gesehen als ein Differenzierungsmerkmal, das nicht einfach nur Teil einer einfachen Unterscheidungspraxis ist, sondern vielmehr auch soziale Ungleichheit stiftet. Insbesondere in Kombination mit weiteren Differenzkategorien kann ihr diskreditierende und diskriminierende Funktion zukommen. Sexualität wird als gesellschaftliche Ordnungskategorie begreifbar, über die Identität wie Macht, soziale Anerkennung wie Teilhabechancen zugewiesen und verhandelt werden. Der bewusst im Singular verwendete Begriff ‚Sexualität‘ markiert Sexualität als analytische Kategorie, mit der weniger auf die lustvollen Gestaltungsmöglichkeiten und gelebten sexuellen Beziehungen von Menschen geblickt, als vielmehr auf deren gesellschaftlich hervorgebrachte und historisch veränderliche ‚Natur‘ eingegangen wird.

Eine pädagogische Auseinandersetzung mit sexueller Vielfalt hat damit zweifelsohne den Rahmen einer bloß sexualpädagogischen Erörterung zu verlassen, kann aber auch als Beitrag einer Antidiskriminierungspädagogik nur dann erfolgreich sein, wenn genau diese gesellschaftliche Dimension selbst Bestandteil der reflektierenden Auseinandersetzung wird. Darüber hinaus fordern die *Queer Studies* mit dem Begriff der Heteronormativität heraus, die Binarität sexueller Identitäten – heterosexuell/homosexuell – mit dem ihr zugrunde liegenden System der Zweigeschlechtlichkeit – männlich/weiblich – zu problematisieren. Studien der *Queer Studies* machen nachvollziehbar, wie sich Geschlecht und Sexualität über dieses duale Prinzip in einer Weise hervorbringen, die die potenzielle Vielfalt geschlechtlicher und sexueller Lebensweisen begrenzt. Geschlechter- und Sexualitätsnormen entfalten konstitutiven Einfluss auf alle Menschen, unabhängig davon, wie sich diese selbst verstehen und wie sie leben. Dabei erschweren sie jedoch denjenigen das Leben, die sich in diesen Normen nicht wiederfinden, insbesondere den Menschen, die deutlich wahrnehmbar nicht eindeutig als Frauen oder Männer und den Menschen, die nicht eindeutig heterosexuell leben wollen oder können. Die gesetzte Normalität heterosexueller Geschlechtlichkeiten und Begehrensstrukturen geht mit der Konstruktion von Homo- und Bisexualität sowie von Trans* und Inter* als Abweichung einher.

In der aktuellen Debatte scheint es sich einzubürgern, das Thematisieren sexueller Vielfalt mit dem Thematisieren von LGBTI*-Lebensweisen gleichzusetzen. Ein solches Verständnis von Vielfalt läuft Gefahr, entgegen besserer Absicht die Dualität von Norm und Abweichung unhinterfragt zu reproduzieren. Die von mir empfohlene praxisbezogene Orientierungslinie ‚Vielfalt von der Vielfalt aus denken‘ (Hartmann, 2013b) setzt demgegenüber voraus, dass auch heterosexuelle Lebensweisen als Teil

verhält es sich mit den Begriffen *Queer Studies* und *Queer Theory*: *Queer Studies* steht für die Forschungsrichtung, in der transdisziplinär ausgerichtete queere Theorien in unterschiedlichen Wissenschaftsfeldern entwickelt und/oder angewandt werden.

³ Die Schreibweise Trans* markiert den Bezug auf Menschen, die auf unterschiedliche Weise eine Nichtübereinstimmung ihres biologischen mit ihrem sozialen Geschlecht leben – Transsexuelle, Transidente, Transgender und transgeschlechtliche Menschen – und Inter* den auf Menschen, deren Geschlechtsorgane (bei Geburt) dem dominanten Diskurs folgend keine eindeutige Zuordnung zu einem von zwei Geschlechtern zulassen – Intersexuelle, Intersex, zwischen- oder intergeschlechtliche Menschen (vgl. Mittag/Sauer, 2012).



einer umfassenderen Vielfalt erkannt und nicht länger – häufig gerade durch ihre Unbenanntheit – als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Wie wichtig eine theoretische Fundierung der pädagogischen Arbeit ist, zeigt auch die aktuelle Debatte im Land Baden-Württemberg. Während die Landesregierung im Entwurf eines neuen Bildungsplanes vorsieht, Kindern und Jugendlichen zu ermöglichen, verschiedene Lebensweisen von LGBTI* kennen, reflektieren und akzeptieren zu lernen, wendet sich eine erschreckend viele Stimmen sammelnde Online-Petition in diskriminierender Weise gegen dieses Vorhaben. Sie unterstellt eine „ideologische Umerziehung“ und bemängelt die fehlende „Reflexion von negativen Begleiterscheinungen“ dieser Lebensweisen in den schulischen Inhalten, zu denen u.a. eine erhöhte Suizidgefährdung wie ein erhöhtes Risiko psychischer Erkrankungen zählen. In der Rückbindung der genannten Gefährdungen an die geschlechtliche und sexuelle Lebensweise statt an die gesellschaftlich-kulturelle Haltung und Umgangsweise zu/ mit dieser liegt der infame Gehalt der Aussage.

Die Petition scheint im Widerspruch zum gefeierten Outing des Profifußballers zu stehen. Doch auch wenn dieses Feiern als politisches Zeichen einer sich als solidarisch inszenierenden Gesellschaft gedeutet werden kann, erweist es sich mit Unterstützungsbekundungen, die den Eindruck erwecken, es ginge darum, auf eine Krankheit oder einen Schicksalsschlag zu reagieren, nicht frei von paternalistischen Überheblichkeitsattitüden. Diese kaum überwundene Grundhaltung nutzen die Initiator_innen der Online-Petition, um gegen den politischen Vorstoß, sexuelle Vielfalt als Bildungsinhalt zu implementieren, Ressentiments zu schüren und die Umsetzung einer auf demokratischen Werten und Menschenrechten basierenden Pädagogik der Vielfalt zu verhindern. Auch wenn das Verhindern nicht gelingen mag, so wird sie eine differenzierte Ausarbeitung doch nachhaltig erschweren. Denn gerade der erhobene Vorwurf der Umerziehung erweist sich als strategisch geschickt, um bei Befürworter_innen der Implementierung ein kurzschlüssiges sich dagegen Verwehren auszulösen, das mit Rückgriff auf biologische Begründungen

⁴ So lassen sich in der öffentlichen Debatte ständig Hinweise auf eine angeblich erwiesene biologische Ursache der Homosexualität finden. Der Eindruck drängt sich auf, dass nur das Begehren berechtigt und tolerierbar sei, das unwiderruflich gegeben ist und auf das Menschen keinerlei Einfluss haben. Der Versuch, mit „dem Nachweis der ‚Natürlichkeit‘ von Homosexualität gegen ihre Stigmatisierung und Verfolgung zu streiten“ (Voss, 2013, S. 50) lässt sich historisch seit Beginn der Konzeption einer homosexuellen Identität in der Moderne (im Unterschied zu schon immer existierenden homosexuellen Handlungen) feststellen. Der Biologe Heinz-Jürgen Voss macht darauf aufmerksam, wie anfällig der daran anschließende Versuch einer „Selbstermächtigung“ von Schwulen und Lesben jedoch ist.

die ohnehin bestehende Gefahr einer naturalistischen Engführung der Debatte verstärkt. Damit wird die heteronormative Ordnung der Sexualität weniger infrage gestellt, denn reproduziert.⁴

Aber was heißt es nun, die ‚Natur‘ der Sexualität nicht als gegeben anzunehmen sondern als eine Konstruktion infrage zu stellen? In meiner Forschung untersuche ich anhand von innerhalb der Sexualwissenschaft gängigen Konzepten, wie dem des ‚sexuellen Skripts‘ oder dem der ‚Sexualbiografie‘ und mithilfe der in den Sozial- und Kulturwissenschaften entwickelten dekonstruktiven Zugänge, wie dem der ‚intrapyschischen Differenz‘ und der ‚paradoxalen Verkörperung‘, den unterschiedlichen Grad, in dem auch (sozial)konstruktivistische Diskurse darin differieren, ob und wie sie sexuelle Vielfalt an eine natürliche Basis zurückbinden. Während die erstgenannten Konzepte tendenziell eher von einer Verquickung mehr oder weniger naturgegebener und sozio-kultureller Einflüsse ausgehen, ermöglichen letztgenannte Perspektiven, selbst innerpsychische Prozesse und biologische Körperlichkeit als durch und durch sozio-kulturell hervorgebracht zu begreifen.

Diese den *Queer Studies* zugehörigen Studien folgen u.a. einem Diskursverständnis, das in Anlehnung an Michel Foucault das Ineinanderwirken von Wissen und Macht untersucht und mit Blick auf die Verwissenschaftlichung von Sexualität seit dem 19. Jahrhundert eine tiefgreifende Transformation von einer Handlungs- zu einer Seinskategorie nachweisen kann, wobei Prozesse der Identifizierung eine grundlegende Bedeutung zur Entwicklung geschlechtlicher und sexueller Identität erhalten. An diese Erkenntnisse anknüpfend verbindet Judith Butler machtheoretische mit psychoanalytischen Überlegungen und entwickelt Gedanken zur Dimension des Unbewussten als Sitz verworfener Geschlechtlichkeit und Sexualität. Sie arbeitet heraus, wie über den gesellschaftlichen Imperativ der Heterosexualität ein Zwang zur Vereindeutigung innerpsychischer Ambivalenzen transportiert wird, wie geschlechtliche und sexuelle Identität demgegenüber jedoch als eine vielschichtige begriffen und starre Identitäten als Hinweis auf verleugnete Identifizierungen gelesen werden können. Im Prozess der permanenten Identifizierung müssen andere mögliche Identifizierungen ausgeschlossen bzw. verworfen werden, soll eine eindeutige und stabile Identität erreicht werden.

In diesen identitätskritischen Vorstellungen von Subjektivität liegt eine besondere Herausforderung für die pädagogische Praxis. Zu Recht fragt Caroline Emcke (2012, S. 110; 210f; vgl. Hartmann, 2014c) in ihrer autobiografischen Erörterung der „Bedingungen der Möglichkeit des Begehrens“ beim Blick auf ihren

differenzierte Wahrnehmungs- und Denkweisen eröffnenden Musikunterricht: „Warum hatte uns das niemand erklärt, dass sich für manche das Begehren so wandeln kann wie eine Tonart, dass eine Tonart, dass anfängliche Lust sich öffnen kann hin zu einer anderen, und, manchmal, wieder zu einer anderen? Warum sagt das heute niemand?“

ZUR VERWIESENHEIT VON BILDUNGSTHEORIE UND QUEER THEORY

Damit bin ich bei dem Forschungsstrang angelangt, in dem ich Verbindungslinien von aktueller Bildungstheorie und *Queer Theory* diskutiere (vgl. Hartmann, 2012a, 2013a, 2014c). Hier mache ich zum einen eine Lesart des Bildungsbegriffs stark, die Bildung in ihrer ursprünglichen Bedeutung und weiteren Entwicklung als eine veränderliche Form der Kritik und Befreiung rekonstruiert. Zugleich steht der Begriff dafür, ein differenziertes Verhältnis zur Welt, zu anderen und zu sich selbst zu gestalten. Dabei gilt es zu erkennen, dass Subjektivität verstanden als die historisch veränderliche Art und Weise, wie wir uns selbst und unser Leben verstehen, immer auch geschlechtlich und sexuell markiert ist. Hier liegt das Scharnier zwischen beiden Theorierichtungen, das mir bedeutsam erscheint. Lange untersuchte kritische Pädagogik vor allem die Frage, wie Macht- und Herrschaftsverhältnisse über Bildung auf Subjekte wirken und daran teilhaben, diese in ein hierarchisches Verhältnis zueinander zu setzen bzw. sie darin zu halten. Dies ist einer Perspektive der Sozialkritik, die die Wirkung von Macht zwischen dem Differenzen, z.B. zwischen Homo- und Heterosexualität untersucht, und sich gegen die Verknüpfung von Differenz mit Diskriminierungsmechanismen richtet. Aktuelle bildungstheoretische Debatten wenden sich seit einiger Zeit jedoch wie die *Queer Theory* auch den macht- und subjekttheoretischen Überlegungen von Michel Foucault und Judith Butler zu. Dabei steht die Vorstellung eines souveränen Subjekts, das in seiner Kritik den gesellschaftlichen Verhältnissen einfach gegenüber-zu-stehen vermag, zur Disposition und somit auch eine einfache Konzeption von Bildungszielen wie Emanzipation und Selbstbestimmung. Einem diskurstheoretischen Verständnis folgend ist das Subjekt selbst von Macht durchdrungen in dem Sinne, als es über vorherrschende Diskurse konstituiert, nicht jedoch determiniert ist. Unsere Vorstellungen davon, was etwa eine heterosexuelle,

Zum anderen verweist er darauf, dass zwar manche Menschen Homosexualität eher akzeptieren, wenn sie diese als gegeben erachten, andere jedoch gerade dann stärker an Stereotypen festhalten, wenn sie an eine biologische Gegebenheit der Homosexualität glauben (a.a.O., S. 66). Noch bedeutsamer scheint mir jedoch Voss' Erkenntnis zu sein, wie widersprüchlich und unzureichend die aktuell als erwiesen diskutierten naturwissenschaftlichen Ergebnisse letztendlich sind. Ihm gelingt es auf überzeugende Weise nachzuzeichnen, über welch fragwürdige Forschungsdesigns diese Ergebnisse hervorgebracht wurden und dass Untersuchungen, die durchaus auch zu gegenteiligen Erkenntnissen kommen, in deren Präsentation ausgespart bleiben.

lesbische, bisexuelle oder transidente Frau jeweils ist und wie und warum sie dies ist – und damit auch wie und warum wir uns selbst so verstehen, wie wir das jeweils tun –, sind dieser Perspektive folgend zutiefst von dominanten Diskursen strukturiert wie von möglichen Transformationen derselben begleitet.

Wenn Subjektivierung nun niemals losgelöst von sozialen Identitäts- und Ordnungskategorien wie Geschlecht und Sexualität erfolgt und wenn Bildung als eine Macht begriffen werden kann, die bei der Durchsetzung bestimmter Subjektivierungsformen teilhat, welchen bildungstheoretischen Verschiebungen hat sich Pädagogik mit Blick auf die Kategorien Geschlecht und Sexualität dann zu stellen?

Mit der Perspektivenerweiterung von Sozialkritik zu Subjektkritik ist Kritische Pädagogik herausgefordert, eine tiefer liegende Dimension von Machtverhältnissen in den Blick zu nehmen, die im gesellschaftlich-kulturellen Herstellungsprozess des Differenzen selbst liegt. Und es ist der Diskurs über Bildung selbst, der als ein Ort des Bildungsgeschehens und damit als ein Motor geschlecht- und sexualitätsregulierender Macht ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückt – so auch der Diskurs über die Implementierung sexueller Vielfalt in Bildungseinrichtungen. Werden Identitäten in der Debatte eher als feststehend gesetzt – sei es als biologisch gegeben oder als psychogenetisch festgeschrieben – oder werden sie explizit als soziale Kategorien thematisiert, deren Gewordenheit rekonstruiert, deren historische wie lebensgeschichtliche Transformation analysiert und deren Ordnung und Funktionalität hinterfragt werden können? Welchen Raum erhält das Reflektieren der „soziale[n] Normen, die unsere Existenz bestimmen“ (Butler, 2009, S. 10) – und zwar nicht nur im Blick auf das Verhältnis zu anderen, sondern auch auf das Selbst, auf geschlechtliche und sexuelle Selbstverständnisse? Dass diese ganz unterschiedlich aussehen können, lässt sich anhand einer kurzen Szene aus einem SRF2-Fernsehinterview mit der Kulturwissenschaftlerin Miriam Meckel (2007) verdeutlichen, an das ich mich gerne erinnere: Während der Interviewer auf ihre Lebensgefährtin Anne Will Bezug nehmend dem dominanten Diskurs entsprechend mit bedeutungsschwerer Stimme fragt, wann sie bemerkt habe, anders zu sein, und wie es ihr damit erging, gibt Meckel sichtlich entspannt die unpräzise Antwort, dass sich ihr in einer biografischen Situation neue Möglichkeiten eröffnet hätten.

Verstehen wir Erkenntnis und Kritik als zentrale Kennzeichen von Bildung, dann fordert *Queer Theory* die Pädagogik heraus, Geschlecht und Sexualität als bedeutende Gegenstände von Bildung kritisch aufzugreifen und mit Blick auf diese Kategorien ein erweitertes Themenspektrum ins Auge zu fassen; ein Spektrum, das das duale Geschlechtersystem mit dessen heteronormativer Struktur in seiner Konstruiertheit reflektiert und einen Beitrag dazu leistet, Transformationen zuzulassen sowie ausgeschlossene Geschlechtlichkeiten und Sexualitäten anerkennbar werden zu lassen. Dabei tritt der antizipierte emanzipatorische Gehalt einer Anerkennung von Differenz in der Bildung jedoch hinter die Analyse von Macht- bzw. Normalisierungsmechanismen zurück, die bei deren Konstruktion wirken. Denn ein ausschließlich affirmativer Bezug auf Identitätskategorien, der versäumt deren hervorgebrachten Charakter zu thematisieren, vergegenständlicht Identitäten wie „eingelassen in Stahl und Beton“ (Schmidt, 1996, S. 124).

Das mehrheitliche ‚Pro‘ der aktuellen Debatten zum Outing des Profifußballers wie zur pädagogischen Bearbeitung des Themas stellt sich einer sozialkritischen Perspektive folgend zwar gegen Diskriminierungspraxen, sie setzt das homosexuelle Subjekt jedoch unhinterfragt als gegeben voraus und reproduziert so die dominante Sexualitätsordnung. Der modernisierte gesellschaftliche Umgang der Toleranz sitzt in seiner biologistischen Engführung einem letztlich entmündigt bleibenden Begehren auf. Um eine subjektkritische Perspektive erweitert ginge es demgegenüber auch darum, die Machtwirkungen, innerhalb derer Subjektpositionen überhaupt erst hervorgebracht werden, zu reflektieren, die „subjektivierenden, privilegierenden und binarisierenden Effekte von Differenzordnungen“ (Mecheril/Plößer, 2011, S.75). Meines Erachtens liegt hierin die zentrale Herausforderung einer Bildung, die sich am Schnittpunkt von Bildungstheorie und *Queer Theory* als ein kritisch-dekonstruktives Projekt entwirft und nicht nur an einer Freiheit von Diskriminierung, sondern auch an einer Freiheit zu eigensinnigen Lebensweisen orientiert ist.

Prof. Dr. Jutta Hartmann
Professorin an der ASH Berlin

Literatur

- ANTIDISKRIMINIERUNGSSTELLE DES BUNDES (2008): Diskriminierung im Alltag. Wahrnehmung von Diskriminierung und Antidiskriminierungspolitik in unserer Gesellschaft. Eine sozialwissenschaftliche Untersuchung von Sinus Sociovision für die Antidiskriminierungsstelle des Bundes. Schriftenreihe Band 4. Heidelberg: Nomos.
- BUTLER, J. (2009): Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- BUTLER, J. (2002): Ein Interview mit Judith Butler. In: Bublitz, H. (Hrsg.): Judith Butler zur Einführung. Hamburg: Junius Verlag, S. 123–133.
- EMCKE, C. (2012): Wie wir begehren. Frankfurt a.M.: S. Fischer.

- HARTMANN, J. (2014a): Dimensionen sexueller Diversität – queere und intersektionale Perspektiven. In: Klein, A. & Tuider, E. (Hrsg.): Sexualität und Soziale Arbeit. Grundlagen Sozialer Arbeit. Schönbuch/Ts.: Wochenschauverlag (in Druck).
- HARTMANN, J. (2014b): Queere Professionalität als Haltung des Infragestellens und Dynamisierens – zur Dekonstruktion geschlechtlicher und sexueller Identität in der Sozialen Arbeit. In: Sozialmagazin. Heft 2014(3/4): Queerfeldein durch die Soziale Arbeit. Weinheim und München: Juventa (in Druck).
- HARTMANN, J. (2014c): Geschlechtliche und sexuelle Diversität im Kontext Schule. Reflexionen über subjektive Performanzen und pädagogische Relevanzen. In: Kleiner, B. & Rose, N. (Hrsg.): (Re-)Produktion von Ungleichheiten im Schulalltag. Judith Butlers Konzept der Subjektivierung in der erziehungswissenschaftlichen Forschung. Opladen: Barbara Budrich Verlag (in Druck).
- HARTMANN, J. (2013A): Bildung als kritisch-dekonstruktives Projekt – pädagogische Ansprüche und queere Einsprüche. In: HÜNERSDORF, B. & HARTMANN, J. (HRSG.): Was ist und wozu betreiben wir Kritik in der Sozialen Arbeit? Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 255–280.
- HARTMANN, J. (2013B): Kritische Aspekte und Herausforderungen einer Pädagogik vielfältiger Lebensweisen im Kontext von Geschlechter- und Sexualitätsnormen. In: Fachstelle Gender NRW Geschlechtergerechtigkeit in der Kinder- und Jugendhilfe (Hrsg.): Ich will sein, wer ich bin! Sexuelle Vielfalt als wertvolle Verunsicherung. Dokumentation der landesweiten Fachtagung. Dortmund; S. 8–9; URL: http://www.gender-nrw.de/fileadmin/daten-fuma/4_Service/1_Download/3_FUMA_Fachtagungen/Fachtagung_2013/Doku_Fachtagung_2013.pdf
- HARTMANN, J. (2012A): Improvisation im Rahmen des Zwangs. Gendertheoretische Herausforderungen der Schriften Judith Butlers für pädagogische Theorie und Praxis. In: Balzer, N. & Ricken, N. (Hrsg.): Judith Butler: Pädagogische Lektüren. Wiesbaden: Springer, S. 149–178.
- HARTMANN, J. (2012B): Queertheoretische Ansätze der Frauen- und Geschlechterforschung. In: Faulstich-Wieland, H. (Hrsg.): Enzyklopädie Erziehungswissenschaft Online. Fachgebiet: Geschlechterforschung, Theoretische Grundlagen. Weinheim und München: Juventa; 36 Seiten; URL: <http://www.erzwissonline.de/fachgebiete/geschlechterforschung/beitraege/17120208.htm> (04.02.2013).
- HARTMANN, J. (2012c): Institutionen, die unsere Existenz bestimmen: Heteronormativität und Schule. In: Aus Politik und Zeitgeschehen / APuZ „Sozialisation“, 62(49–50), 34–41; URL: <http://www.bpb.de/apuz/150624/heteronormativitaet-und-schule?p=all>
- HUCH, S.; KRÜGER, D. (2008): „Jeder sollte lieben dürfen, wen er lieben will.“ – Einstellungen und Werthaltungen von SchülerInnen zur sexuellen Orientierung unter Gender-Aspekten. In: Krüger, D.; Upmeyer zu Belzen, A.; Riemeier, T. & Niebert, K. (Hrsg.): Erkenntnisweg Biologiedidaktik 7, Freie Universität Berlin, S. 49f.
- LESMIGRAS (2012): „...nicht so greifbar und doch real.“ Studie zu Gewalt- und Mehrfachdiskriminierungserfahrungen von lesbischen/bisexuellen Frauen und Trans*. Zusammenfassung der Ergebnisse; URL: http://www.lesmigras.de/tl_files/lesmigras/kampagne/Studie_Zusammenfassung_LesMigraS.pdf (04.02.2013)
- MAIER, M. S. (2010): Bekennen, Bezeichnen, Normalisieren: Paradoxien sexualitätsbezogener Diskriminierungserfahrungen. In: Hormel, U./SCHERR, A. (HRSG.): Diskriminierung. Grundlagen und Forschungsergebnisse. Wiesbaden: VS Verlag, S. 151–172.
- Mecheril, P./Plößer, M. (2011): Differenzordnungen, Pädagogik und der Diversity-Ansatz. In: Spannring, R. u.a. (Hrsg.): bildung – macht – unterschiede. 3. Innsbrucker Bildungstage. Innsbruck, S. 59–79.
- MECKEL, M. (2007): Frank A. Meyer im Gespräch mit Miriam Meckel. In: Vis-à-Vis, SRF 2 am 23.12.2007
- Mittag, Jana/Sauer, Arn (2012): Geschlechtsidentität und Menschenrecht im internationalen Kontext. In: APuZ H. 20–21, S. 55–62.
- SCHMIDT, G. (1996): Das Verschwinden der Sexualmoral. Hamburg: Klein.
- THEWELEIT, K. (2014): Fußballstadion als letzte Bastion atavistischen Männlichkeits-Wahns. Klaus Theweleit im Gespräch mit Joachim Scholl. Deutschlandfunk am 10.01.2014 URL: http://www.deutschlandradiokultur.de/maennerbund-auf-dem-fussballfeld-pseudomilitaerische.954.de.html?dram:article_id=274196 (20.01.2014).
- VOSS, H.-J. (2013): Biologie und Homosexualität. Theorie und Anwendung im gesellschaftlichen Kontext. Münster: Unrast-Verlag.

FEMINISTISCHE OFFENE MÄDCHEN*ARBEIT AUF DEM PRÜFSTAND

Meine persönliche Motivation zu diesem Artikel begründet sich in meiner langjährigen Arbeit im Bereich der offenen feministischen Mädchen*arbeit in Berlin-Neukölln. Aus eigener Erfahrung weiß ich, dass zwischen theoretischem Anspruch und praktischer Umsetzung oftmals eine Kluft liegt. Ziel ist es, diesem Spannungsverhältnis zwischen Theorie und Praxis nachzugehen und dessen Chancen und Herausforderungen herausarbeiten. Diesem Artikel liegt meine Bachelorarbeit mit dem Titel „Chancen und Herausforderungen für die offene Mädchenarbeit durch neuere geschlechtertheoretische Bezüge“ zugrunde, in der ich sowohl die geschlechtertheoretischen Bezüge als auch die praktischen Konzepte feministischer Mädchen*arbeit genauer betrachte. Das Ergebnis dieser Auseinandersetzung stelle ich in diesem Artikel, insbesondere in Kapitel 3, vor. Der Artikel hat weniger den Anspruch auf Vollständigkeit, sondern soll Interesse wecken und einladen sich mit der Thematik selbstständig und vertiefender auseinanderzusetzen.

Der Begriff offene Mädchen*arbeit bezeichnet die Arbeit mit der Zielgruppe Mädchen*¹ über professionelle Angebote der offenen Kinder- und Jugendarbeit. Innerhalb der Mädchen*arbeit gibt es diverse Ansätze und inhaltliche Umsetzungen, welche eine Konkretisierung der allgemeinen Inhalte feministischer Mädchen*arbeit schwer machen. Es gibt nicht die feministische Mädchen*arbeit, denn ihre Inhalte sind stets abhängig von den Akteur_innen. Diese unterschiedlichen Konzepte haben gemeinsam, dass sie sich aus den Errungenschaften der zweiten Frauen*bewegung in Deutschland entwickelten (Brinkmann, 2006, S. 27f.). Da trotz des Entwicklungszusammenhangs nicht jede Form der Mädchen*arbeit emanzipatorisch ist, soll sich im Folgenden auf die feministische Mädchen*arbeit bezogen wer-

den. Die feministische Mädchen*arbeit hat sich aus der feministischen Pädagogik² entwickelt und hat ähnliche emanzipatorische Ansprüche an ihre Tätigkeit (Daigler/Bitzan, 2001, S. 52f.). Das Verhältnis zwischen feministischer Mädchen*arbeit und ihrer theoretischen Herkunft ist heute jedoch problematisch. So wurde der praktischen feministischen Mädchen*arbeit in den 1990er-Jahren noch vorgeworfen, dass sie, aufgrund des Anwendungszusammenhangs, die Frauen*forschung funktionalisiere. Nun wird mehr und mehr der Vorwurf laut, die praktische feministische Mädchen*- und Frauen*arbeit distanzieren sich zu sehr von den innerhalb der Geschlechterforschung diskutierten Theorien wie etwa dem dekonstruktiven Feminismus (Plößler, 2005, S. 163). Als theoretische Grundlage werden die Überlegungen Judith Butlers herangezogen, welche sie unter anderem in ihrem Buch „Das Unbehagen der Geschlechter“ ausführt.³ Da eine theoretische Einführung Butlers den Rahmen des Artikels sprengen würde, wird eine eigenständige Auseinandersetzung mit dem dekonstruktiven Feminismus vorausgesetzt. Ziel und Fragestellung dieses Artikels sind es also, die möglichen Chancen und Herausforderungen herauszuarbeiten, die sich durch ein Zusammendenken von dekonstruktivem Feminismus und feministischer Mädchen*arbeit ergeben. Im folgenden Kapitel (1.) wird deshalb zunächst das Spannungsfeld zwischen einer feministischen Pädagogik (zu der die feministische Mädchen*arbeit gehört) und einer dekonstruktiven Betrachtungsweise näher beleuchtet; im anschließenden Kapitel (2.) wird die Bedeutung dieses Spannungsverhältnisses für die praktische feministische Mädchenarbeit herausgearbeitet. Abschließend (3.) soll noch einmal betrachtet werden, welche Chancen und Herausforderungen sich aus diesem notwendigen Spannungsverhältnis für die feministische geschlechterkritische Arbeit ergeben könnten.

¹ Das * soll sowohl die Selbstbezeichnung als Mädchen* oder Frau* als auch die entsprechende Fremdzuschreibung kennzeichnen.

² Feministische Pädagogik soll hier eine geschlechterkritische pädagogische Haltung bezeichnen, welche auch über das Geschlecht hinausgehende Herrschafts- und Machtverhältnisse kritisch hinterfragt.

³ Judith Butler, als ein_e wichtige Vertreter_in des dekonstruktiven Feminismus, kritisiert u.a. Identität als Grundlage feministischer Politik und fordert eine

1. SPANNUNGSFELD: FEMINISTISCHE PÄDAGOGIK UND DEKONSTRUKTIVER FEMINISMUS

Die praktische feministische Mädchen*arbeit bezieht sich auf die von ihr konstruierte Gruppe der ›Mädchen‹ und betreibt in der Regel auch die von Butler kritisierte Identitätspolitik (Butler, 1991, S. 17f.). Daraus ergibt sich zwischen feministischer Pädagogik und dekonstruktivem Feminismus ein wechselseitiges Spannungsverhältnis (Plöbjer, 2005, S. 12): In der praktischen Mädchen*arbeit wird auf Identitätskategorien Bezug genommen, während eine solche Bezugnahme vom dekonstruktiven Feminismus kritisiert wird. In Judith Butlers Buch „Das Unbehagen der Geschlechter“ kritisiert sie Identität als Grundlage feministischer Politik und fordert eine kritische Auseinandersetzung mit dem in feministischen Theorien zugrunde gelegten Identitätsbegriff. Butler versteht Subjektwerdung als Voraussetzung für eine Repräsentation durch Identitätspolitik. Sie weist jedoch darauf hin, dass nicht jedes Individuum die Möglichkeit hat sich als handlungsfähiges Subjekt zu konstatieren. Somit werden diejenigen, welche beispielsweise als schwarze, staatenlose, lesbische und bisexuelle Frauen* und Mädchen* per se nicht mitgedacht werden, aus der Gruppe Frauen* und Mädchen* ausgeschlossen. Identitätspolitik meint an dieser Stelle also eine Politik, welche im Namen der Frauen* und Mädchen* Recht und Ungerechtigkeit thematisieren und er- bzw. bekämpfen will. Dies kann eine Identitätspolitik aber notwendigerweise nicht für alle Frauen* und Mädchen* gleichermaßen tun, denn sie sind keine homogene Gruppe ohne Macht- und Hierarchieverbundenheiten. Butler geht davon aus, dass sich das feministische Subjekt diskursiv reproduziert, somit reproduziert es jedoch auch die Zweigeschlechtlichkeit, denn „das Subjekt des Feminismus, (wird) gerade durch jene Machtstrukturen hervorgebracht und eingeschränkt (..), mittels derer das Ziel der Emanzipation erreicht werden soll.“ (Butler, 1991, S. 17, Anmerkung Verfasser_in) Gleichzeitig reproduziert diese Bezugnahme also auch ein statisches Mädchen*bild, welches stets ausschließt und diskriminiert. Diese Ausschlüsse oder Anpassungszwänge lassen sich als gewaltvoll bezeichnen. Eine weitere spannungsreiche Beziehung ergibt sich aus der Kluft zwischen Theorie und Praxis, denn feministische Pädagogik sucht selbstverständlich nach Anwendungsmöglichkeiten aus der Theorie für den Umgang

mit Geschlechterdifferenz in der Praxis. Feministische Pädagogik und ihre teilweise geschlechtsbezogenen essentialistischen Arbeitskonzepte werden durch eine dekonstruktive Betrachtung kritisch hinterfragt. (Plöbjer, 2005, S. 236)

Auf der anderen Seite erweitert die feministische Pädagogik aber auch den dekonstruktiven Feminismus, denn dieser wird mit den Einwänden konfrontiert, dass ein aner kennender Bezug auf die Geschlechterkategorie, obwohl er normierend ist und Ausschlüsse produziert, nicht völlig aufgegeben werden kann. Denn eine Nichtbezugnahme würde real erlebte Diskriminierungen aufgrund des Geschlechts außer Acht lassen. Der dekonstruktive Feminismus erkennt Geschlechtsidentitäten als diskursiv hervorgebrachte Effekte an, dies bedeutet aber nicht, dass diese Effekte gesellschaftspolitisch und pädagogisch irrelevant sind. Denn diese diskursiven Effekte sind identitätsstiftend und schaffen eine wirkungsmächtige Differenz. (Ebd.)

Das bedeutet für die Beziehung zwischen dekonstruktivem Feminismus und feministischer Pädagogik, dass diese Spannungen nicht ohne Weiteres aufgelöst werden können. Würde die feministische Mädchen*arbeit die Arbeit mit Identitätskategorien aufgeben, wäre keine pädagogische und politische Bezugnahme auf diese mehr möglich und emanzipatorische Umgangsweisen, die auf die Gewaltförmigkeit der gesellschaftlichen und rechtlichen Geschlechterdifferenzen aufmerksam machen und diese verändern wollen, blieben möglicherweise aus. Wenn die Dekonstruktion für die Praxis als untauglich eingestuft werden würde, könnte es passieren, dass die Gewaltförmigkeiten und Ausschlüsse feministischer Pädagogik unkritisiert und unreflektiert stehen blieben. (Ebd., S. 13f.)

2. ZWISCHEN ANSPRUCH UND WIDERSPRUCH

Um den dekonstruktiven Feminismus nach Butler trotz der unauflösbaren Spannung für die Mädchen*arbeit fruchtbar machen zu können, ist es zunächst einmal notwendig den Bezug zur praktischen Pädagogik herzustellen. Der Grund hierfür ist, dass die Theorie des dekonstruktiven Feminismus sich nicht ohne Weiteres in die Praxis übertragen lässt. Das Infragestellen der Identitätskategorien, wie es der dekonstruktive Feminismus tut, muss die praktische Mädchen*arbeit mit ihrem geschlechts-

kritische Auseinandersetzung mit dem in feministischen Theorien zugrunde gelegten Identitätsbegriff sowie dem Zusammenspiel mit anderen Herrschafts- und Machtbeziehungen. Zum Ein-/Weiterlesen: Butler, 1991, S. 7ff., Rose/Koller, 2012, S: 87f., Balzer/Ludewig, 2012, S. 95f.

spezifischen Arbeitsansatz nicht als vollkommen überflüssig verwerfen und somit auch nicht die damit zusammenhängenden Diskriminierungserfahrungen. Vielmehr könnte Ziel sein, das eigene pädagogische Handeln und Denken, Konzepte und Arbeitsansätze sowie Pädagog_innen- und Klient_innenbilder zu reflektieren, um Ausschlüsse und Zwänge, die durch das eigene Handeln produziert werden, zu erkennen. (Pohlkamp/Rauw, 2010, S. 21f.; Pohlkamp/Soluch, 2010, S. 92f.) Butlers Begriffe der Performativität⁴ und Resignifikation⁵ sind für die Pädagogik sehr bedeutsam, denn Performativität ist die Quelle der Handlungs- und Widerstandsfähigkeit. Durch Resignifikation können Identitätskategorien infrage gestellt und diversifiziert werden. Zweigeschlechtlichkeit ist ein Zwang zur Zuordnung im System der heterosexuellen Matrix⁶. Diese Erkenntnis ermöglicht es, die binäre Geschlechterlogik in der pädagogischen Arbeit und darüber hinaus zu hinterfragen. Anstelle von Entweder-oder-Entscheidungen können auf diese Weise Neudefinitionen, queere Identitäten etc., und somit Verschiebungen denkbar und lebbar werden. (Voigt-Kehlenbeck, 2001, S. 237f.) Kinder und Jugendliche reinszenieren performativ Geschlechternormen und erleben damit auch einen andauernden Zwang zur Selbstdarstellung in

ihrem Alltag. Widersprüche in der eigenen (Geschlechts-)Identität und der (Geschlechts-)Zuschreibung der Kinder und Jugendlichen können thematisiert und begleitet werden. (Geschlechts-)Identität ist, unter der Prämisse einer immerwährenden Veränderung, ein lebenslanges Balancieren von Lebensentwürfen und Selbstkonzepten, in deren Prozess jeder Mensch seinen ganz eigenen Bewältigungsansätzen folgt. (Ebd., S. 250f.) Butlers Identitäts- und Subjektkritik⁷ verdeutlicht die Notwendigkeit Klasse, Ethnizität, Disability etc. gleichermaßen mit einzubeziehen und erweitert somit die Perspektive von >geschlechter-kritischer< Pädagogik auf eine umfassender zu verstehende >kritische bzw. vorurteilsbewusste< Pädagogik.

In der Praxis ist es oft jedoch der Wunsch der Kinder zumindest phasen-/zeitweise (geschlechts-)spezifische Freiräume und Zugänge zu erhalten, z.B. weil viele Bereiche einer Kinder- und Jugendeinrichtung von dominanteren Mitmenschen in Beschlag genommen werden (z.B. am Kickertisch). Darüber hinaus werden viele Interessen, Bedürfnisse und Grenzen marginalisierter Kinder oft übergangen. Da sie nicht selten auch zahlenmäßig unterlegen sind, verschärfen und dramatisieren sich hierbei



⁴ Zum Ein-/Weiterlesen: Rose/Koller, 2012, S. 87f.

⁵ Zum Ein-/Weiterlesen: Balzer/Ludewig, 2012, S. 95f.

⁶ Zum Ein-/Weiterlesen: Butler, 1991, S. 29

⁷ Zum Ein-/Weiterlesen: Butler, 1991, S. 17

gesellschaftliche Diskriminierungen und Ohnmachtserfahrungen. Sie sind somit oft kaum repräsentiert und werden bei z.B. (eigentlich partizipativ gedachten) Abstimmungen oftmals wiederholt gewaltvoll übergangen. Es ist also häufig notwendig diese Freiräume zunächst einmal zu schaffen, damit ein möglichst gleichberechtigter Zugang besteht. Hierbei sollte bei den Interessen der (marginalisierten und/oder unterrepräsentierten) Kinder angesetzt werden, um eine höchstmögliche Partizipation zu erreichen. (Rauw, 2001, S. 11f.) Das bedeutet für die praktische Arbeit aber nicht zwangsläufig die binäre Logik zu verschärfen, sondern nur die Herausforderung anzunehmen und zuerst bei den Lebenswirklichkeiten der Kinder und Jugendlichen anzusetzen, um die Geschlechterdifferenzen im Laufe der Arbeit zu entdramatisieren und Geschlechteridentitäten zu diversifizieren. Sich die eigenen Ausgrenzungen in der praktischen pädagogischen Arbeit bewusst zu machen und sie zu reflektieren ermöglicht erst ein vorurteilsbewusstes Arbeiten. (Busche/Stuve, 2010, S. 278) Praktische geschlechterkritische Ansätze⁸ bewegen sich auf einem schmalen Grat zwischen *Dramatisierung und Verleugnung von Differenzen*. Hieraus wird deutlich, dass insbesondere die pädagogische Haltung für eine identitätskritische Arbeit von zentraler Bedeutung ist.

3. MÄDCHEN*ARBEIT REVISITED!

Die Dekonstruktion fordert die praktische geschlechterkritische Arbeit heraus, denn sie kommt einer immerwährenden Selbstermahnung gleich. Sie verlangt eine stetige Reflexion der eigenen Haltung und Praxis, um Ausschlüsse zu minimieren und sich der unausweichlichen Un_gerechtigkeit jeder Entscheidung gewahr zu werden. Hierfür lassen sich jedoch keine festen Konzepte formulieren, da eine möglichst vorurteilsbewusste pädagogische Arbeit nur dann umgesetzt werden kann, wenn sie sich flexibel an den ihr zugrunde liegenden Kontexten orientiert. In diesem Sinne sollen nun die *wichtigsten Herausforderungen und Chancen*, welche für die praktische genderkritische Arbeit und pädagogische Haltung gewonnen werden konnten, benannt werden (Şengül, 2012, S. 65ff.):

Zunächst wurde deutlich, dass es sinnvoll ist, *Abstand von festen Konzeptionen* pädagogischer Arbeit zu nehmen. Das bedeutet nicht, dass Entscheidungen willkürlich getroffen werden sollen, sondern *auf den spezifischen Kontext bezogen* und in Zusammenarbeit mit allen Beteiligten. Somit können Entscheidungen über Inhalt und Form der feministischen Mädchen*arbeit stets neu,

flexibel und reflexiv durch *Bottom-up-Prozesse* getroffen und umgesetzt werden. Über die Konzeptionen hinaus ist die inhaltliche Umsetzung und pädagogische Haltung mitunter der wichtigste Baustein. Deshalb kommt besonders den Selbstreflexionen der *Praktiker_innen* große Bedeutung zu. Die Rolle als Pädagog_in bewegt sich innerhalb eines Spannungsfeldes: Zum einen sollen Praktiker_innen *transparente Ansprechpartner_innen mit pädagogischen Kompetenzen* sein. Zum anderen sind sie aber auch *un_souverän und begrenzt in ihrem Wissen um die eigene brüchige und widersprüchliche >Identität<* als auch die ihres Gegenübers. Brüchigkeit und Widersprüchlichkeiten von Identitäten sind entscheidend bei der Wahrnehmung der Kinder und Jugendlichen und der *Konstruktion von Mädchen*- und Pädagog_innenbildern*. Ein fluider Identitätsbegriff ermöglicht es zu fragen: Wer bist du? Und wer bin ich? Auf diese Weise wird anerkannt, dass es *un_möglich ist das Gegenüber und das Selbst vollständig zu erfassen*. Daraus ergibt sich, dass jede *Entscheidung nie völlig gerecht und gewaltfrei sein kann und Erziehung eine un_mögliche Tätigkeit* ist. Dies bedeutet nun aber gerade nicht, dass es sich deshalb nicht lohnen würde möglichst reflektiert zu arbeiten. Denn gerade aus diesem Grund kommt auch den Reflexionen von *Aus- und Einschlussprozessen* eine besonders große Bedeutung zu. Dabei steht, neben den Gruppenprozessen der Kinder und Jugendlichen, vor allem die Reflexion der eigenen Arbeit, Handlungen und Entscheidungen im Mittelpunkt. Es bleibt natürlich *Ziel einen möglichst gewaltfreien Raum* anzustreben, wenn auch mit dem Wissen, niemals völlig gewaltfrei arbeiten zu können. Darüber hinaus ist es wichtig, *eigene Diskriminierungserfahrungen als auch die Diskriminierungen Anderer* zu reflektieren. Entscheidend ist dabei, sich die *eigenen vielfältigen Macht- bzw. Ohnmachtsverwobenheiten* dahingehend bewusst zu machen, um zukünftig *möglichst reflektiert mit Vorurteilen und Machtverhältnissen* umzugehen. Dabei sind *Diskussion und das Aufbrechen tabuisierter Themen* unvermeidbar. Machtverwobenheiten im Kontext unterschiedlicher Diskriminierungen wahrzunehmen, *dezentriert auch die Kategorie Geschlecht* in Kontexten, in denen dies notwendig ist. Somit kann der *Fokus auf die mannigfaltige Diversität* der Kinder und Jugendlichen erweitert werden. Dabei steht die Verwobenheit von Macht und Diskriminierungserfahrungen im Kontext von *Mikro- (zwischenmenschliche), Meso- (institutionelle) und Makroebene (gesellschaftliche)* im Zentrum der Auseinandersetzung. Eine *reflexive Sexualpädagogik*, welche sowohl Bi-, Homo-, Hetero- oder Pansexualität etc. gleichwertig miteinbezieht, ist ein bedeutender Bestandteil einer vorurteilsbewussten pädagogischen Arbeit. Dabei ist es wichtig, sowohl die *menschliche Vielfalt von Geschlechtsidentitäten und Selbstbezeichnungen* als auch die daraus resultierenden *Vorstellungen von Zärtlichkeit, Liebe und Sexualität* zu thematisieren. Um eine pädagogische Zusammenarbeit überhaupt zu ermöglichen, braucht es zunächst jedoch den Aufbau einer *möglichst hierarchiefreien*

8 Genaueres zur Betrachtung der Konzepte feministischer Mädchen*arbeit siehe: Şengül, 2012: 37ff.

Beziehung zwischen Kindern, Jugendlichen und Pädagog_innen. Hierfür ist es notwendig Raum zur Selbstermächtigung zu schaffen und Kindern und Jugendlichen weder Widerstandsrhetorik noch Totalitarismus oder Nationalismus zu propagieren. Bildung und Erziehung können emanzipatorische Prozesse des Lehrens und Lernens sein, wenn das Gegenüber als Wissende_r anerkannt und ernst genommen wird (Şengül, 2012, S. 65ff.).

*Rebekka Berrin Şengül
machte 2012 ihren Bachelor an der ASH Berlin*

Literatur

- BALZER, N./LUDEWIG, K. (2012): Quelle des Subjekts. Judith Butlers Umdeutungen von Handlungsfähigkeit und Widerstand. In: N. Ricken & N. Balzer (Hrsg.): Judith Butler: Pädagogische Lektüren. 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 95–124.
- BRINKMANN, T. M. (2006): Die Zukunft der Mädchenarbeit. Innovationspotenziale durch neuere Geschlechtertheorien und Ungleichheitsforschung. 1. Auflage. Münster: Unrast Verlag.
- BUSCHE, M./STUVE, O. (2010): Bildungs- und Sozialarbeit intersektional erweitern. In: C. Riegel, A. Scherr & B. Stauber (Hrsg.): Transdisziplinäre Jugendforschung. Grundlagen und Forschungskonzepte. 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 271–288.
- BUTLER, J. (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. 1. Auflage. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- DAIGLER, C./BITZAN, M. (2001): Eigensinn und Einmischung. 1. Auflage. Weinheim/ München: Juventa Verlag.
- PLÖSSER, M. (2005): Dekonstruktion – Feminismus – Pädagogik. Vermittlungsansätze zwischen Theorie und Praxis. 1. Auflage. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag.
- POHLKAMP, I./RAUW, R. (2010): Mit Lust und Beunruhigung. Heteronormativitätskritik einbringen. In: M. Busche, L. Maikowski et al. (Hrsg.): Feministische Mädchenarbeit weiterdenken. Zur Aktualität einer bildungspolitischen Praxis. 1. Auflage. Bielefeld: transcript Verlag, S. 21–36.
- POHLKAMP, I./SOLUCH, M. (2010): Das Drama ist, dass sie keine_r ernst nimmt. Politische Bildung mit sozial benachteiligten Mädchen. In: M. Busche, L. Maikowski et al. (Hrsg.): Feministische Mädchenarbeit weiterdenken. Zur Aktualität einer bildungspolitischen Praxis. 1. Auflage. Bielefeld: transcript Verlag, S. 85–106.
- RAUW, R. (2001): „Was ich will!“ Zur Weiterentwicklung von Mädchenarbeit. In: R. Rauw & I. Reinert (Hrsg.): Perspektiven der Mädchenarbeit. Partizipation – Vielfalt – Feminismus. Quersichten Band 2. Opladen: Leske + Budrich Verlag, S. 29–48.
- ROSE, N./KOLLER, H.-C. (2012): Interpellation – Diskurs – Performativität. Sprachtheoretische Konzepte im Werk Judith Butlers und ihre bildungstheoretischen Implikationen. In: N. Ricken & N. Balzer (Hrsg.): Judith Butler: Pädagogische Lektüren. 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 75–94.
- ŞENGÜL, R. B. (2012): Chancen und Herausforderungen für die offene Mädchenarbeit durch neuere geschlechtertheoretische Bezüge. Berlin: Alice Salomon Hochschule.
- VOIGT-KEHLENBECK, C. (2001): ... und was heißt das für die Praxis? Über den Umgang von einer geschlechterdifferenzierenden zu einer geschlechterreflektierenden Pädagogik. In: J. Hartmann et al. (Hrsg.): Dekonstruktive Pädagogik. Erziehungswissenschaftliche Debatten unter poststrukturalistischen Perspektiven. 1. Auflage; Opladen: Leske + Budrich Verlag, S. 237–254.
- WALLNER, C. (2007): Mädchenarbeit im Wandel. In: Bundesarbeitsgemeinschaft Mädchenpolitik e.V. (Hrsg.): Perspektiven der Geschlechterpädagogik in der Diskussion. BAG-Info Nr. 8/2007. PDF: http://www.jugendserversaar.de/fileadmin/user_upload/8%20Jugendarbeit_und_Juleica/PDF/Maedchenpolitik.pdf; 15.06.2012; 14:01, S. 6–15.

JUGENDHILFE JENSEITS DER GESELLSCHAFT- LICHEN GESCHLECHTER- KATEGORIEN

Eine Untersuchung zur Nachfrage und Notwendigkeit von queeren therapeutischen Wohngemeinschaften

»WE
ARE
BORN
NAKED,
THE
REST
IS
DRAG«¹

So lautet der Titel unserer 2012 verfassten Bachelorarbeit. Hintergrund und Idee dieser Untersuchung waren folgende: Lesbische, schwule, bisexuelle, trans*, intersexuelle, queere (LSBTIQ²) Jugendliche und junge Erwachsene mit einem Betreuungsbedarf haben in Berlin die Möglichkeit in einem queeren Kontext bei den Vereinen „gleich & gleich e.V.“ und „queer Leben“ im betreuten Einzelwohnen unterstützt zu werden. Doch für einige LSBTIQ* Jugendliche und junge Erwachsene, insbesondere sehr junge und/oder junge Menschen mit psychischen Besonderheiten, ist dieses Betreuungsangebot nicht ausreichend. Die Aufgabe, den Alltag weitestgehend selbstständig zu bewältigen und einen eigenen Haushalt zu führen, kann eine Überforderung darstellen und ein Scheitern provozieren. Die Inanspruchnahme eines intensiveren Betreuungsangebots, beispielsweise einer therapeutischen Wohngemeinschaft (TWG), gestaltet sich allerdings schwierig. Die Auswahl an TWGs für unterschiedlichste Zielgruppen, mit verschiedensten Angeboten und Konzepten ist zwar vielfältig, an speziellen Angeboten für queere Jugendliche mangelt es allerdings.

Die Jugendlichen, die von den freien, queeren Trägern in Berlin im Einzelwohnen betreut werden, haben sich größtenteils gerade deshalb für diese Betreuung entschieden, weil sich das Betreuungsangebot explizit an Jugendliche richtet, die in irgendeiner Weise aus der heteronormativen gesellschaftlichen Norm fallen. Der Mangel an vergleichbaren konzeptionellen An

¹ RuPaul. (1996): Lettin it All Hang Out: An Autobiography. Hyperion.

² Abkürzung für lesbisch, schwule, bisexuelle, trans*, intergeschlechtliche sowie queere Menschen. Im weiteren Verlauf des Artikels verwenden wir häufig den Begriff „queere Jugendliche“, da alle Menschen dieser einzelnen Gruppen (LSBT*I) gemein haben, dass sie in irgendeiner Weise aus dem heteronormativen Gesellschaftsrahmen fallen. Viele der Jugendlichen können mit dem Begriff „queer“, insbesondere vor dem Hintergrund der Queer Theory, nichts bzw. noch nichts anfangen und bezeichnen sich deshalb nicht als „queer“ oder lehnen diese Bezeichnung ab. D.h. wir verwenden den Begriff für alle, unabhängig davon, ob sie sich selbst als „queer“ bezeichnen oder nicht.



geboten im Bereich des therapeutischen Wohnens, lässt queeren Jugendlichen mit einem höheren Betreuungsbedarf keine adäquate Wahlmöglichkeit. Wäre eine engere Betreuung in einem höheren zeitlichen Umfang erforderlich, ist dies meist nur in einem heteronormativ geprägten Kontext möglich. Es stellte sich daher für uns die Frage:

„Besteht die Notwendigkeit TWGs speziell für queere Jugendliche zu etablieren?“

NOTWENDIGKEIT VON QUEEREN THERAPEUTISCHEN WOHN-GEMEINSCHAFTEN

Zur Beantwortung dieser Fragestellung wurden mit Sozialarbeiter_innen der in Berlin ansässigen Jugendhilfeträger für LSBTIQ* Jugendliche und junge Erwachsene narrative Interviews geführt. Die Erzählaufforderung lautete:

„Erzählen Sie von Ihren Erfahrungen und Erlebnissen mit queeren Jugendlichen im betreuten Wohnen vom Beginn Ihrer Arbeit bis zum heutigen Tage.“

Die Ergebnisse der Interpretation waren überraschend; die eigentliche Forschungsfrage nach der Notwendigkeit der Etablierung von TWGs wurde in der auf die Eingangsfrage folgenden Haupterzählung der Interviewten nicht beantwortet. Zunächst entwickelten die interviewten Sozialarbeiter_innen ihren eigenen Relevanzrahmen, indem sie die Themen präsentierten, die in ihrer Lebenswelt bedeutsam sind. Die Beantwortung der eigentlichen Forschungsfrage nach der Notwendigkeit der Etablierung spezieller TWGs für queere Jugendliche wurde im Nachfrageteil des Interviews, in dem explizit danach gefragt wurde, von beiden Interviewpartnern positiv beantwortet.

Unsere Forschungsfrage wurde von beiden Interviewten dahingehend beantwortet, dass sie aus den Erfahrungen, die sie in der Betreuung queerer Jugendlicher gemacht haben, einen Bedarf an einer TWG für queere Jugendliche erkennen. Gerade jüngere und queere Jugendliche mit psychischen Besonderheiten bedürfen zuweilen einer engmaschigeren Betreuung, wie es ein therapeutisches Milieu bieten könnte.

HERAUSFORDERUNGEN DER JUGENDHILFE JENSEITS DER GESELLSCHAFTLICHEN GESCHLECHTERKATEGORIEN

Der Relevanzrahmen, den die Interviewten entfalteten, bewegte sich in erster Linie um die Themen sexuelle Identitäten und deren Einordnung in vertraute Kategorien (Schwule, TransMänner u.a.). Daraus stellte sich für uns die Frage: Welche Voraussetzungen und Fähigkeiten sollten Sozialarbeiter_innen mitbringen, um queeren Jugendlichen eine Unterstützung auf ihrem Weg zu einer eigenständigen Persönlichkeit bieten zu können? Wie kann queere Jugendarbeit aussehen? Queeres Leben ist durch Offenheit gekennzeichnet, durch die Anerkennung und Wertschätzung von vielfältigen Lebensweisen. Dies erfordert von Betreuer_innen ihr eigenes Leben, ihre eigenen Lebensweisen ständig selbst zu hinterfragen. Was an mir, an meinem Leben, meiner Lebensweise ist das Ergebnis von gesellschaftlichen Kompromissen? Welchen Einfluss hat meine biografische Entwicklung auf meine Beziehung zu den Jugendlichen?

Durch die Interviews mit den Sozialarbeiter_innen aus dem Bereich der queeren Jugendhilfe wurde uns bewusst, welche eine große Herausforderung Jugendarbeit mit solch vielfältigen Lebensentwürfen darstellt. Es setzt voraus, sich ständig mit der eigenen Haltung gegenüber den Jugendlichen auseinanderzusetzen sowie ein „eigenes geschlechtliches und sexuelles Selbstverständnis herauszubilden, das beweglich bleibt und Achtung und Wertschätzung gegenüber anderen Lebensweisen beinhaltet“ (Hartmann, 2009, S. 57).

Bereits 1989³ entwickelte Annedore Prengel ein Konzept für eine Pädagogik der Vielfalt, in der das meist unentdeckte Potenzial der Verschiedenheit der Menschen im Mittelpunkt steht. Ihre Arbeit geht der Frage nach, ob es Alternativen zu den beiden Optionen „anders“ (ausgeschlossen) oder „gleich“ (angepasst) sein, gibt.⁵ Ein Element, welches sie für eine Pädagogik der Vielfalt ableitet, lautet: „Keine Definitionen: Pädagogik der Vielfalt geht aus von der ‚Unbestimmbarkeit der Menschen‘, sie kann darum nicht diagnostizieren, ‚was jemand ist‘, noch ‚was aus ihr oder

³ Die erste Fassung ihrer Studie zur Pädagogik der Vielfalt wurde 1989 abgeschlossen, allerdings aus verschiedenen Gründen erst 1993 publiziert (vgl. Prengel, 2006, S. 11.).

ihm werden soll'. Sie wendet sich gegen alle Verdinglichungen in Gestalt von Definitionen, was ein Mädchen, ein Junge, ein Verhaltensgestörter, eine Türkin ... sei. Wenn Personen charakterisiert werden sollen, dann in ihrer Entwicklungsdynamik und in ihrem Umweltkontext. Nur in ihrer Prozesshaftigkeit und Umweltinterdependenz lassen sich Personen adäquat beschreiben. Daraus leiten sich Maximen für Bewertungen und Gutachten ab' (Prenzel, 2006, S.14 ff.).

Der Wunsch nach Struktur und Sicherheit in Form von Kategorien wird also in so vielfältigen Lebensweisen nur bedingt erfüllt und ist nicht unbedingt sinnvoll. Der Anspruch an die Betreuer_innen wird zu einer Gratwanderung, sie betreuen eine Vielfalt an „queeren Subjekten“, sollen diesen Wertschätzung entgegenbringen und diese annehmen, wie sie sind. Doch auch jede_r der Jugendlichen wurde mit dem Wissen um zwei (und nur zwei) Geschlechterkategorien sozialisiert, sodass die Jugendlichen bestimmte Erwartungen an „männliche“ bzw. „weibliche“ Betreuer_innen stellen. In den Erzählungen von einer_m Interviewpartner_in gibt es ein „Frauenteam“ und ihr_sein Team, das schwule Jungs und TransMädchen betreut. Durch die „Aufteilung“ nach Geschlecht wird ausschließlich von zwei binären Geschlechtern ausgegangen, was also eine Ausgrenzung von sich nicht zuordnen wollenden/könnenden Menschen zur Folge hat. Doch gerade diese Jugendlichen, die sich weder als Frau noch als Mann einordnen wollen/können sowie diejenigen, die nicht in ihrer geschlechtlich zugeschriebenen sozialen Rolle auftreten, nicht „passen“ wollen/können, haben es in einer heteronormativ organisierten Gesellschaft besonders schwierig, da sie in keine der bekannten Kategorien passen (wollen).

„... weil sie sacht tatsächlich ganz selbstbewusst: ich bin halt 'ne Frau mit Pimmel @(.)@“ (Interview K., Z. 422–423).

Die Betreuer_innen sind angehalten, ständig ihren eigenen Umgang mit Menschen zu überdenken, beispielsweise wie sie selbst auf verschiedene sexuelle Identitäten zugehen, wie sie selbst Sexualpartner auswählen. Nicht nur heterosexuelle Betreuer_innen, auch sich klar als schwul oder lesbisch definieren-

de Betreuer_innen, stehen der Herausforderung gegenüber sich mit ihrer eigenen klar definierten Identität in Bezug auf Dekonstruktion von Geschlecht auseinanderzusetzen (vgl. Voß, 2004, S. 71).

Unsere beiden Interviewpartner_innen kamen aus der lesbisch-schwulen Bewegung. In der Analyse stellte sich heraus, dass beide zum Thema „queere Jugendliche“ insbesondere von trans* Jugendlichen berichten. Für beide stellte das Thema trans* zu Beginn ihrer Arbeit etwas Neues dar. Zum Vergleich wäre/n ein bzw. mehrere Interview/s mit Betreuer_innen, die eine andere eigene Lebensgeschichte mitbringen und dadurch evtl. auch einen anderen Blick auf die Dinge haben, wünschenswert und interessant.

Professionelle Soziale Arbeit sollte eine methodisch kontrollierte Selbstreflexion der eigenen Praxis und Haltung anstreben (vgl. Völter, 2008), um immer wieder wahrzunehmen sowie zu hinterfragen, wie und warum mensch sich selbst sowie andere in vertraute Kategorien einordnet. Indem die Sozialarbeiter_innen den ihrem Handeln und Denken zugrunde liegenden Eigentheorien auf die Spur kommen, können auch Handlungsalternativen für die Praxis mit queeren Jugendlichen entwickelt werden. Ebenso wichtig ist es, Rahmenbedingungen zu schaffen, welche die Jugendlichen anregen ihr Leben autonom zu gestalten. Sie haben sich explizit für diese Betreuungsform, also für eine Betreuung innerhalb eines queeren Kontextes entschieden. „Die Jugendlichen müssen selbst entscheiden. Sie benötigen hierfür jedoch verschiedene Optionen, eine Auswahl an Möglichkeiten, zwischen denen sie entscheiden können. An dieser Stelle wird Jugendhilfe ganz konkret, nämlich darin, den Jugendlichen erst einmal Optionen zu unterbreiten, Möglichkeiten des Handelns aufzuzeigen, konkrete Hilfe anzubieten“ (Rätz-Heinisch, 2005, S. 328).

Dass die Jugendlichen unter den vielfältigen Angeboten der Jugendhilfe genau die Träger ausgewählt haben, die einen queeren Kontext haben, zeigt, dass dieser Kontext eine Bedeutung für sie hat. „Die Jugendlichen haben ein feines Gespür dafür, welche

»... WEIL SIE SACHT TATSÄCHLICH
GANZ SELBSTBEWUSST: ICH BIN
HALT 'NE FRAU MIT PIMMEL @(.)@«

professionellen Subjekte und pädagogischen Orte ihnen zur weiteren Genese ihres Selbst hilfreich sein könnten“ (Ebd.: S. 312).

FAZIT?

Es wäre spannend und sinnvoll die Forschung weiterzuführen, ein Blick auf unsere Forschungsfrage aus Sicht des Konzeptes der Intersektionalität⁴ wäre wünschenswert sowie die Jugendlichen selbst zu Wort kommen zu lassen. Sehen sie einen Bedarf an einer Erweiterung des Betreuungsangebots? Was verstehen die Jugendlichen unter queer? Welche Selbstkonstruktionen liegen ihrem Handeln und Denken zugrunde?⁴ (Bauer & Gadinger, 2012, S. 97ff.).

*Kerstin Bauer und Heike Gadinger
machten 2012 ihren Bachelor an der ASH Berlin*

Literatur

- BAUER, K./GADINGER, H. (2012): Jugendhilfe jenseits der gesellschaftlichen Geschlechterkategorien – Eine Untersuchung zur Nachfrage und Notwendigkeit von queeren therapeutischen Wohngemeinschaften, Bachelorarbeit, ASH Berlin.
- BOHNSACK, R./NENTWIG-GESEMANN, I./NOHL, A.-M. (2007): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- DEGELE, N./WINKLER, G. (2010): Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld: Transcript Verlag.
- HARTMANN, J. (2009): Heteronormativität. In: Landesarbeitsgemeinschaft Mädchenarbeit in NRW e.V. (Hrsg.): Betrifft Mädchen. Queer! Wie geht nicht heteronormative Mädchenarbeit?, Weinheim: Juventa Verlag, Heft 2, S. 52–58.
- PRENGEL, A. (2006): Pädagogik der Vielfalt. Verschiedenheit und Gleichberechtigung in Interkultureller, Feministischer und Integrativer Pädagogik. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- PRYBORSKI, A./WOHLRAB-SAHR, M. (2009): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. München: Oldenburg Wissenschaftsverlag.
- RÄTZ-HEINISCH, R. (2005): Gelingende Jugendhilfe bei „aussichtslosen Fällen“! Würzburg: Ergon-Verlag.
- VOSS, H.-J. (2004): Queer zwischen kritischer Theorie und Praxisrelevanz. In: Hertzfeldt, Hella; Schäffgen, Katrin & Veith, Silke (Hrsg.): Geschlechter Verhältnisse. Analysen aus Wissenschaft, Politik und Praxis (Reihe: Texte/Rosa-Luxemburg- Stiftung; Bd. 18). Berlin: Karl Dietz Verlag, S. 66–76.
- VÖLTER, B. (2008): Verstehende Soziale Arbeit. Zum Nutzen qualitativer Methoden für professionelle Praxis, Reflexion und Forschung. In: Forum Qualitative Sozialforschung. Artikel 56.
- Online unter: <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/327/715>. Zugriff erfolgte am 30.05.2012, 11:12.

⁴ Der Begriff steht für die Analyse sozialer Ungleichheiten aus verschiedenen Perspektiven und deren Wechselwirkungen. (Vgl. Degele & Winkler, 2010.)

FEMINISTISCHE PARTIZIPATORISCHE AKTIONSFORSCHUNG

Partizipatorische Aktionsforschung (PAR) ist weniger eine Forschungsmethode als eine Haltung in der Forschung, die davon ausgeht, dass (Sozial-)Forschung auch dazu beitragen soll, sozialen Wandel voranzubringen für diejenigen, die sich am Forschungsprozess beteiligen. Während klassische Forschung von einer (oder mehreren) zu überprüfenden Hypothese(n) ausgeht, ohne die Ungleichheiten, mit denen die Forschungsteilnehmenden konfrontiert sind, herauszufordern, hat PAR den Anspruch, nicht nur zu interpretieren, sondern auch zu intervenieren (Hering, 2010, S. 270).

Der Begriff Aktionsforschung (manchmal auch als Handlungsforschung übersetzt) wurde erstmals von Kurt Lewin im Jahr 1946 eingeführt, um einen Forschungsprozess zu beschreiben, in dem Theorie durch praktische Interventionen und Aktionen entwickelt werden sollte (Kemmis/McTaggart, 2005, S. 560). Die in den 60er- und 70er-Jahren von Paulo Freire in Brasilien entwickelte "Community based research practise", wo Aktionsforschung genutzt wurde, um Bewusstseinsbildung mit und für marginalisierte oder exkludierte Menschen zu ermöglichen, kann aber ebenso als eine Basis für PAR heute angesehen werden. In den 70er- und 80er-Jahren wurden vor allen Dingen in asiatischen, afrikanischen und amerikanischen Ländern PAR-Projekte durchgeführt; in Europa hingegen wurde PAR weitgehend nicht zur Kenntnis genommen (siehe hierzu u.a. von Unger/Block/Wright, 2007). Maguire stellte bereits 1987 fest, dass in den meis-

ten PAR-Projekten zwar Frauen – als Marginalisierte – beteiligt waren, ihre genderspezifischen Realitäten aber kaum Beachtung fanden bzw. in der Regel anderen Unterdrückungsmechanismen (wie z.B. Schicht) untergeordnet wurden (siehe auch Reid/Frisby, 2008, S. 94), sodass es notwendig erschien, PAR um eine feministische Komponente zu erweitern. So entstand das Konzept von Feministischer Partizipatorischer Aktionsforschung (FPAR) mit drei gleichwertigen Komponenten.

FEMINISTISCHE KOMPONENTE VON FPAR

Wie bei allen feministischen Forschungsansätzen geht es auch bei Feministischer Partizipatorischer Aktionsforschung (FPAR) darum, genderspezifische Lebensrealitäten von Anfang an in jeder Stufe des Forschungsprozesses auf jeder Ebene zu berücksichtigen. Das heißt, dies zum Beispiel in der Konzeption, in der Zusammensetzung der Gruppe der Teilnehmenden und nicht zuletzt in der Evaluierung zu beachten. Obwohl FPAR zunächst „lediglich“ beabsichtigt hat, die genderspezifische Ungleichheit zu berücksichtigen, entwickelt sich das Konzept von FPAR dahingehend, dass Gender nicht ohne die Wechselwirkung



zu anderen Diskriminierungsmerkmalen, wie zum Beispiel Ethnizität, Klasse oder Behinderung (Reid/Frisby, 2008, S. 95), gesehen werden kann, sodass zu hoffen ist, dass künftige FPAR-Prozesse auch in der Praxis tatsächlich intersektional angedacht und durchgeführt werden.

Anders als klassische Forschung, die eine_n distanzierte_n Forscher_in erwartet, geht FPAR (und gehen andere Formen partizipatorischer und feministischer Forschung) davon aus, dass es unbeteiligte Forschung gar nicht geben kann. Vielmehr geht es darum anzuerkennen, dass der persönliche Hintergrund jeder forschenden Person die Forschung beeinflusst (Humphries, 2008, S. 16). FPAR würde noch ein Stück weiter gehen und in feministischer Tradition sogar voraussetzen, dass eine eindeutige Parteilichkeit eine Grundvoraussetzung für das Gelingen eines FPAR-Prozesses sei. Es wird also gar nicht erst versucht „wissenschaftliche Distanz“ herzustellen, vielmehr geht es darum, die empathische Beteiligung der Forscherin transparent zu machen und als Ressource zu sehen.

PARTIZIPATORISCHE FORSCHUNG

Partizipation ist zentral für jede Form der PAR. Da Wissensproduktion häufig als eine monopolisierte Industrie erscheint, in der gewöhnliche Menschen ausgeschlossen sind, weil sie möglicherweise nicht über die Terminologie verfügen, die ihnen Macht verleiht (Maguire, 1987), geht jede (F)PAR davon aus, dass alle diejenigen, über die bzw. mit denen etwas herausgefunden werden soll, zu jeder Zeit auf Augenhöhe im Forschungsprozess beteiligt werden sollen. (F)PAR zielt immer darauf ab, Realitäten mit den unterdrückten Menschen zu ändern, nicht für sie. Diejenigen, die an der Produktion von Wissen beteiligt sind, sollten auch bei allen Entscheidungen auf allen Ebenen partizipieren können, wobei mit Partizipation nicht nur Beteiligung gemeint ist. Die Partizipation betrifft alle Stufen des Prozesses und damit auch die Entscheidungen bezüglich der Gruppenzusammensetzung, der Fragestellung, der Auswahl der Methoden, der Inter-

pretation der Ergebnisse, der Entwicklung und Durchführung einer Aktion und der Form des Abschlussberichts.

Für Moderator_innen des Prozesses stellt Partizipation die größte Herausforderung dar; denn eine konsequente partizipatorische Umsetzung bedeutet, dass der Prozess durch die moderierende Person nicht lenkbar ist.

AKTIONSFORSCHUNG

Spätestens gegen Ende eines FPAR-Projekts geht es darum, eine Aktion umzusetzen, die etwas dazu beitragen soll, die Lebenssituation der Teilnehmenden zu verbessern. In klassischen FPAR-Projekten kommt der „Community“, in der das Projekt stattfindet, eine große Bedeutung zu, denn hier wird die Aktion angesiedelt mit dem Ziel den Frauen dieser „Community“ entweder als Ergebnis oder Teil der Forschung etwas zurückzugeben. Klassischerweise ist eine solche „Community“ ein geografischer Ort wie etwa ein Dorf oder ein Stadtteil. Da marginalisierte Gruppen aber nicht immer in geografisch erkennbaren „Communities“ leben, macht es Sinn, den Community Begriff etwas flexibler zu handhaben. Damit werden FPAR-Projekte z.B. in Frauenhäusern, Asylbewerber_innenheimen denkbar, ebenso wie an (öffentlichen) Orten, wo sich marginalisierte Gruppen, wie zum Beispiel Hausangestellte, Drogenkonsumierende oder Prostituierte, aufhalten.

Idealerweise entwickelt sich die Idee der Aktion im Laufe des Forschungsprozesses in der Gruppe. Es ist aber auch denkbar, eine Aktion von vornherein zu planen, sofern die künftigen Teilnehmenden die Möglichkeit bekommen, sich später auch gegen diese zu entscheiden. Aktionen können beispielsweise sein, die Anliegen der Gruppe öffentlich zu machen, einen Streik oder Ähnliches zu organisieren, ein dauerhaftes Beratungsangebot für eine vulnerable Gruppe aufzubauen oder aber kostenlose Rechtshilfe und/oder soziale Beratung für die Teilnehmenden zur Verfügung zu stellen.

MODERATOR_IN VS. FORSCHER_IN

In einem FPAR-Prozess gilt die Person, die die Forschung initiiert nicht als Forscher_in, sondern hat eine Rolle, die eher der einer Moderator_in oder Vermittler_in (facilitator) gleicht.

Sie ist davon bestimmt, Rahmenbedingungen für den Forschungsprozess zur Verfügung zu stellen bzw. den Prozess zu begleiten und ggf. zu koordinieren.

Zu Beginn des Prozesses geht es darum, zu erkennen, wer potenzielle Teilnehmende sein können und wo bzw. wie diese für das gemeinsame Projekt gewonnen werden können. Bei der Zusammensetzung der Gruppe geht es primär darum, Partizipation jenseits von Alter, Bildung, Sprachfähigkeiten etc. zu garantieren und zu ermöglichen, dass das ursprüngliche FPAR-Konzept einer ernsthaften Begutachtung durch die Teilnehmenden unterzogen wird, um es ggf. anders aufzustellen. Im weiteren Verlauf geht es um die Auswahl der Methoden zur Informationsgewinnung bzw. deren Dokumentation. Hier kommt Moderator_innen möglicherweise die Rolle zu, über unbekannt Methoden zu informieren bzw. die Ressourcen für die Umsetzung der Methoden zur Verfügung zu stellen. Als Forschungsmethoden kommen eine Vielzahl von sozialwissenschaftlich (anerkannten) Methoden infrage; hierzu gehören z.B. teilnehmende Beobachtung, Gruppendiskussionen, Mapping (siehe hierzu Miethe, 2012, S. 117ff.), Videodokumentationen. Auch im Rahmen der Dokumentation kann Moderator_innen eine exponierte Rolle zukommen, dies allerdings nur, wenn sich die Gruppe darauf einigt. In der Durchführung der Aktion kann der_die Moderator_in die Aufgabe bekommen, vorhandene Ressourcen zu nutzen, um entscheidende Akteur_innen für die Aktion zu gewinnen. Dies kann etwa der Fall sein, wenn Öffentlichkeits- und/oder Lobbyarbeit Teil der Aktion sein sollen.

In jedem Fall übernehmen Moderator_innen aber die Rolle, den FPAR-Abschlussbericht für Geldgeber_innen zu gestalten, was aber nicht heißt, dass dieser (von ihr_ihm) geschrieben werden muss. Vielmehr geht es auch hier darum, partizipativ zu entscheiden, in welcher Form der Bericht von wem zusammengestellt wird. Moderator_innen sind aber zuständig dafür, dass die Ergebnisse des FPAR allen Teilnehmenden in einer ihnen verständlichen Weise zugänglich gemacht werden. Abschließend

lässt sich festhalten, dass Menschen, die sich entscheiden einen FPAR-Prozess zu initiieren, wenig Planungssicherheit haben und es aushalten müssen, einen Prozess zu begleiten, ohne diesen maßgeblich selbst beeinflussen zu können.

HERAUSFORDERUNGEN

Dadurch, dass der gesamte Forschungsprozess idealerweise mit den Teilnehmenden abgesprochen werden soll und sich an den Prioritäten der Teilnehmenden orientieren soll, stellt FPAR Forschungsinitiator_innen vor das Problem der fehlenden Planbarkeit. Dies wiederum macht es fast unmöglich, die Kriterien eines Forschungsantrags zu erfüllen, um Gelder für ein FPAR-Projekt zu beantragen. In anderen Regionen wie z.B. Asien (siehe hierzu u.a. Gaatw 2010) scheint es aber zu gelingen, FPAR-Projekte finanziert durchzuführen. Möglicherweise hat dies damit zu tun, dass die FPAR als Forschungsform in Asien eher anerkannt ist als in Europa. Es bleibt zu hoffen, dass feministische Forschung in Europa die Bereitschaft aufbringt, von Kolleg_innen aus dem globalen Süden mehr über FPAR zu lernen, damit diese – auch für die Soziale Arbeit – sehr wichtige Forschungsform künftig in Europa mehr Beachtung findet.

*Prof. Dr. Nivedita Prasad
Professorin an der ASH Berlin*

Literatur

- GAATW (2010): A Woman's Life is Richer than her Trafficking Experience (Feminist Participatory Action Research (FPAR) series). Bangkok: GAATW.
- KEMMIS, S.; MCTAGGART, R. (2005): Participatory Action Research and the Public Sphere. In: Denzin, N.; Lincon, Y. (Hrsg.): The Sage Handbook of Qualitative Research, 3. Aufl. Thousand Oaks, Cal. [u.a.]: Sage, S. 559–603).
- HERING, S. (2010): Aktionsforschung. In: Bock, K.; Miethel, I. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Methoden in der Sozialen Arbeit. Opladen: Barbara Budrich Verlag.
- HUMPHRIES, B. (2008): Social Work Research for Social Justice (Reshaping Social Work). New York: Palgrave Macmillan.
- MAGUIRE, P. (1987): Doing Participatory Research. A Feminist Approach. Amherst, Mass.: Center for International Education, School of Education, University of Massachusetts.
- MIETHE, I. (2012): Forschung in und um Hull-House als Beispiel einer frühen Sozialarbeitsforschung. Materialien, Zugänge, Methoden. In: Bromberg, K./ Hoff, W./ MIETHE, I. (HRSG.): Forschungstraditionen der Sozialen Arbeit. Opladen: Barbara Budrich Verlag, S. 113–130.
- REID, C.; FRISBY, W. (2008): Continuing the Journey. Articulating Dimensions of Feminist Participatory Action Research (FPAR). In: Reason, P.; Bradbury, H. (Hrsg.): The Sage Handbook of Action Research, participative Inquiry and Practice, 2. Aufl. Los Angeles, London: Sage, S. 93–105.
- UNGER, H. V.; BLOCK, M. & WRIGHT, M. (2007): Aktionsforschung im deutschsprachigen Raum: zur Geschichte und Aktualität eines kontroversen Ansatzes aus Public Health Sicht. Berlin: WZB.

VON NULL AUF ADIPÖSE KINDER

Sozialmedizin ist mit Sicherheit ein wichtiger Bestandteil des Studiums der Sozialen Arbeit. Die Frage ist allerdings: Wie kritisch werden in solch einem Seminar, das an der ASH Berlin für das dritte Semester der Sozialen Arbeit angedacht ist, herrschende Diskurse betrachtet? Wie wird mit bestehendem und vermeintlichem Wissen umgegangen?

In dem Seminar, in dem ich mich befand, beschleunigte sich das Gespräch in der ersten Sitzung von „Gesundsein“, über „gesund“ Essen zu „übergewichtig“, „Kranksein“ und letztendlich zu „adipösen“ Kindern in nur 15 Minuten. „Aber die Kinder, die Kinder. Dick, ungesund, schlechtes Essen, dick, Übergewicht, krank, die armen dicken kranken Kinder.“ So in etwa gestalteten sich die meisten Beiträge.

Deutschland ist immer noch ganz vorne mit dabei den scheinbaren Zusammenhang zwischen Un_Gesundheit und Dicksein zu propagieren. Der BMI als heiliger Richtwert, an dem die Gesellschaft und der gesunde Volkskörper scheitern.

Ich habe das Seminar genutzt um gemeinsam mit Sedrik Wulf eine Studie zum Thema

»Medizinische Be_handlungen aus dicker Perspektive«

durchzuführen. Ziel war es aufzuzeigen, welche Folgen die Mythen rund um den BMI, um Körpernormen und Gesundheitsideologien für dicke und fette Menschen in medizinischen Kontexten haben.

Um Raum und Gehör für Betroffene zu schaffen, haben wir uns für eine Online-Umfrage entschieden. In 19 Fragen sollten die 93 Teilnehmer_innen zwischen 21 und 49 Jahren von den eigenen Erfahrungen bei Ärzt_innen berichten.

Dicke und dick-gelesene Menschen erzählen, wie sie behandelt werden oder eben nicht.

Häufig ist es ein Aushalten von und Arrangieren mit Beschwerden, ein Durchhalten, statt sich mögliche Hilfe zu suchen und zu nehmen. Der Gang zu Mediziner_innen ist mit Angst, Stress und dem Gefühl von Rechtfertigungszwang verbunden. Die meisten Menschen gehen nicht gerne zum Arzt. Dort gibt es Spritzen, seltsame Gerüche und Menschen, die in zu kleinen Räumen warten und versuchen sich nicht anzustarren. Doch gerade für dicke und fette Menschen ist der Gang zu Ärzt_innen mit der Stigmatisierung des eigenen Körpers als „ungesund“ und „problematisch“ verbunden. Die Studie zeigt, wie dicke und fette Menschen durch die meisten Mediziner_innen und weite Teile der Gesellschaft entmündigt werden.

Im hegemonialen Diskurs werden überwiegend Studien verhandelt, die einen Zusammenhang zwischen Dicksein und Gesundheit herstellen (vgl. Antmann/Wulf, 2013). Selten finden Studien Gehör, die Gegenteiliges belegen. Dies führt dazu, dass dick-gelesene Menschen häufig in ihren Beschwerden nicht ernst genommen oder Ursachen, wenn überhaupt, unzureichend abgeklärt werden. Oft geht damit einher, dass eine Gewichtsabnahme ohne das entsprechende Hintergrundwissen positiv und der dicke Körper in der Regel negativ bewertet wird. In Bezug auf Dicksein wird die körperliche Selbstbestimmung häufig vergessen.

“I specifically requested a food allergy test but was told I “rely on Google too much”, so a diabetes, cholesterol tests were ordered instead.”
(Online-Umfrage-Teilnehmer_in Nr. 65)

„Ich versuche Arztbesuche zu vermeiden, wo ich kann, weil ich mich oft nicht ernst genommen fühle, Beschwerden, die ich habe, entweder auf die psychosomatische Ebene verschoben werden oder eben auf mein Gewicht zurückgeführt werden. Dass wirklich etwas mit

¹ dick und fett sind anders als „übergewichtig“ o.Ä. politische Begrifflichkeiten.

»ICH WURDE ZU MEINER ABNAHME BEGLÜCKWÜNSCHT. DASS SIE DURCH PRÜFUNGSANGST UND INNERHALB VON NUR EINEM MONAT GESCHEHEN IST, SCHIEN DABEI IRRELEVANT.«

meinem Rücken oder mit meinem Knöchel nicht ok sein könnte, [...] wurde von mehreren nicht in Betracht gezogen.“ (Online-Umfrage-Teilnehmer_in Nr. 86)

„Ich wurde zu meiner Abnahme beglückwünscht. Dass sie durch Prüfungsangst und innerhalb von nur einem Monat geschehen ist, schien dabei irrelevant.“ (Online-Umfrage-Teilnehmer_in Nr. 82)

Die Antworten zeigen, dass bei Ärzt_innen-Besuchen von dicken und fetten Personen zunächst selten das Anliegen im Mittelpunkt steht. Stattdessen werden sie zu ihrer Ernährung und Sport befragt. Sie werden gewogen, abgemessen und gepikst, weil die meisten Mediziner_innen dicke und fette Menschen zwangsläufig für Diabetiker_innen halten. Aus medizinischer Perspektive gelten dicke Menschen als Problem und Belastung des Gesundheitssystems. Als Verursacher_innen ihrer eigenen Beschwerden und als Behinderung ihrer Behandlung, weil beispielsweise Behandlungstische zu klein oder Untersuchungsgeräten zu eng sind.

Ein wichtiges Instrument der Medizin zur Stigmatisierung dicker Menschen ist der sogenannte Body-Mass-Index (BMI). Auch im Rahmen unserer Studie wurde dieser im Kontext medizinischer Behandlungen als Form der Problemdiagnose benannt. Um zu verdeutlichen, welches Menschen- und Körperbild einer Fixierung auf den BMI vorausgeht, sollte zunächst erst einmal geklärt werden, was der BMI überhaupt ist bzw. nicht ist und wie er berechnet wird. Der BMI gibt Auskunft über Kilogramm pro Quadratmeter eines Menschen.

Die Richtwerte, die darüber entscheiden, ob ein Mensch sich „gesund“ nennen darf oder nicht, liegen bei <18,5 – Untergewicht, 18,5–20,0 – Normalgewicht und >20,0 – Übergewicht und Adipositas.

Dabei wird häufig fälschlicherweise davon ausgegangen, dass es sich bei einem „guten BMI“ um einen an der Gesellschaft orientierten Durchschnittswert handelt. Allerdings spiegelt der BMI keine gesellschaftlichen Verhältnisse wider. Deutlich wird



das beispielsweise in den Erhebungen der nationalen Verzehrstudie von 2008: in Deutschland sind laut dieser 66,0% der Männer und 50,6% der Frauen „übergewichtig“ oder „adipös“ (BMI ≥ 25 kg/m²). Wenn über die Hälfte der deutschen Bevölkerung über den Grenzwerten liegt, kann es sich nicht um einen Wert handeln, der gesellschaftliche Verhältnisse berücksichtigt.

Die persönliche, wie auch die mediengeprägte und staatliche Sorge rund um den BMI, die sich auch im Kontext des Kurses Sozialmedizin wiederfindet, kommt nicht von ungefähr. Die sogenannte Obesity Epidemic ist die medial geprägte Annahme, es gäbe seit Ende der Neunzigerjahre eine Epidemie der „Fettleibigkeit“, die anhand eines rasanten Anstieges der Anzahl von Körpern, die über einem BMI von 25 liegen, erkennbar sei.

Tatsächlich ist es so, dass 1998 über Nacht 35 Millionen Amerikaner_innen „übergewichtig“ wurden. Damit war die sogenannte „Übergewichtsepidemie“ geboren. Tatsächlich entstand der enorme Anstieg durch eine Veränderung der Grenzwerte. Durch die IOTF (International Obesity Taskforce) wurden erstmals internationale und verbindliche Richtwerte festgelegt.

Wäre sich dabei allerdings an amerikanischen oder spanischen Werten orientiert worden, wäre die Quote der „übergewichtigen“ und „adipösen“ Menschen um einiges niedriger. Die Entscheidung sehr niedrige Grenzwerte festzulegen, war dabei keine objektive Entscheidung. Zwei Drittel des Etats der damaligen IOTF, die später zur IASO (International Association for Study of Obesity) wurde, kamen und kommen von Pharmakonzernen. Ein enormes „Übergewichtsproblem“ zu konstruieren, ist aber nicht nur für die beteiligten Pharmakonzerne von ökonomischem Vorteil, sondern birgt auch enorme gesamtwirtschaftliche Interessen. So finden beispielsweise Diät- und Trainingsprodukte einen rasanten Absatz. Dies wird auch in der medialen Präsenz des Themas deutlich: Es gibt Aufstellungen, wie häufig Worte wie „Obesity“ pro Jahr in den Printmedien auftaucht. International sieht das beispielsweise so aus: So waren es im Jahr 2000 weniger als 4.000 englischsprachige Artikel, die diese „Krankheit“ als Themenschwerpunkt beinhalteten, 2007 waren es bereits über 16.000 pro Quartal (vgl. Schorb, 2009).

Die Darstellung dicker Menschen bzw. von Menschen mit einem hohen BMI als „ungesund“ und „krank“ ist also vor allem

»ICH GLAUBE, DASS EINIGES EINFACHER WÄRE WENN ICH SCHLANKER WÄRE, ABER ICH FÜHLE MICH SEHR SELTEN EINGESCHRÄNKT [...] ICH BIN FIT, OBWOHL ICH ÜBERGEWICHT HABE.«

durch Medien und Ökonomie zu einem vermeintlich medizinischen Kriterium geworden.

Doch die Stigmatisierung dicker Menschen hört nicht bei der Interpretation eines „kranken“ Körpers auf. So gelten dicke und fette Menschen beispielsweise neben „ungesund“ auch als „unhygienisch“, „dumm“, „problematisch“, „unästhetisch“, „faul“, „undiszipliniert“ und „maßlos“, weniger „schön“ (vgl. Barlösius, 2012). Auch dies findet sich in medizinischen Zusammenhängen wieder.

Immer wieder wird dicken Menschen mit dem Zurückziehen der Gesichtshaut gezeigt, wie ihr „wahres“ Gesicht eigentlich aussieht. Dadurch findet, zusätzlich zu der Abwertung, eine Entmenschlichung des eigenen Körpers statt. Identitäten werden infrage gestellt, der „wahre“ Körper als der ohne Körperfett gelesen.

Häufig werden dicke und fette Körper als eklig, die dazugehörigen Menschen als maßlos erachtet. Dicksein ist die eigene „Schuld“ und Folge von zu wenig Bewegung (Faulheit) und unkontrolliertem Essen (mangelnde Disziplin und Maßlosigkeit). Schon allein die Suche nach der Schuld, egal ob bei der Person an sich oder in den Genen oder durch eine Erkrankung, zeigt, welche Wertungen und Verurteilungen dick-gelesenen Körpern entgegengebracht werden.

Diese Form der Gewalt findet sich auch in der Befragung wieder:

„Ich glaube, dass einiges einfacher wäre wenn ich schlanker wäre, aber ich fühle mich sehr selten eingeschränkt [...] ich bin fit, obwohl ich übergewicht habe.“ (Online-Umfrage-Teilnehmer_in Nr. 10)

„[...] ich weiß, dass ich auch mit 135 kg regelmäßig viel Sport gemacht habe und mich gut gefühlt habe. Leider wird einem auch dann noch immer suggeriert, dass 135 kg NIEMALS ein Wohlfühlgewicht sein kann [...] also zwingt man sich, weiterhin abzunehmen, kapituliert dann unweigerlich und alles schnellst noch höher.“ (Online-Umfrage-Teilnehmer_in Nr. 37)

„[...] Weiterhin bemerkte ich bei einigen Ekel vor meinem Körper, eine ruppige, unliebsame Behandlung und im allerschlimmsten Fall machte mir ein Sportarzt klar, dass sich mein Sohn irgendwann für mich, eine fette und irgendwann auch sehr kranke Mutter, schämen würde. Nie hat ein Arzt mich gefragt, wieso ich so dick sei und ob er mir helfen könne. Das einzige Thema war immer, ich müsse abnehmen.“ (Online-Umfrage-Teilnehmer_in Nr. 35)

Noch etwas anderes ist auffällig. Auf die Frage „Fühle ich mich wohl in meinem Körper?“ unterschieden sich die gegebene

nen Antworten von nicht dick-gelesenen und nicht dick-identifizierten Menschen von denen dick-gelesener Menschen in der Länge. Antwortete eine nicht dick-gelesene Person auf die Frage damit, dass sie sich wohl fühle, tat sie das in der Regel mit einem „ja“. Eine dick-gelesene Person dagegen gab bei einer Bestätigung eine wesentlich längere Antwort und fügte eine Erklärung hinzu.

Dies zeigt, wer sich rechtfertigen muss, sich im eigenen Körper wohlfühlen zu dürfen und wer nicht.

„Meistens schon. Nach der Thematisierung meines Körpers als zu dick etc. beim Arzt meistens 'ne Weile lang nicht.“ (Online-Umfrage-Teilnehmer_in Nr. 64)

„geht so. kommt auch drauf an, wie andere mich wahrnehmen, ob ich mich in meiner kleidung wohlfühle, wie viel selbstbewusstsein ich an dem tag habe, ob ich diskriminiert wurde oder komplimente bekam.“ (Online-Umfrage-Teilnehmer_in Nr. 17)

„JEIN, ich war schon immer sehr dick (140 kg mit 16) und habe auch immer in sehr großen Dimensionen geschwankt (140 - 90 - 165 - 125 - 200) ... zwischendurch gab es immer wieder Zeiten, in denen ich mich sehr wohlgeföhlt habe.“ (Online-Umfrage-Teilnehmer_in Nr. 37)

Die Problematisierung dicker Menschen, wie sie auch im Seminar Sozialmedizin stattgefunden hat, ist also die Folge und die Reproduktion internalisierter Diskriminierungen. Mit der vermeintlichen und oft instrumentalisierten Sorge um „die Kinder“, werden konstruierte Zusammenhänge und als präventives Wissen vorgeschobene Repressionen legitimiert, der Glaube an sie gefestigt und die tatsächliche Problematik, die Stigmatisierung und Diskriminierung dicker und fetter Menschen, unsichtbar gemacht.

Warum dieser Artikel über diese Studie in der Quer, dem Gender-Magazin der ASH? So genanntes Fatshaming und sexistische Strukturen sind eng verwoben. Dicke und fette Frauen* sind häufig mit dem Vorwurf und den damit verbundenen Repressionen konfrontiert, sexistischen Wertvorstellungen nicht zu entsprechen oder zu genügen. Sexismus erleben sie häufig noch einmal anders, als schlanke Frauen*² es tun. Fatshaming gegenüber Männer*-Körpern findet oft über einen Vergleich mit Frauen*-Körpern statt und bedient sich so sexistischer Praktiken, etwas durch Feminisierung zu entwerten. Fat-Empowerment findet vor allem aus feministischen Kontexten heraus statt, ist Folge der gleichen Infragestellung patriarchaler Strukturen und gehört somit durchaus in den Kontext eines Gender-Magazins.

Debora Antmann
Studentin an der ASH Berlin

Tipps zum Weiterlesen:

RIOT MANGO: <http://riotmango.de/>, Arge Dicke Weiber: <http://argedickeweiber.wordpress.com/>, Fat UP: <http://fatupfeminists.de/> und Virgie Tovar: <http://www.virgietovar.com/>

Literatur

ANTMANN, D. /WULF, S. (2013): Umfrage zu medizinischer Be_handlung aus dicker Perspektive. www.socisurvey.de/be_handlungen (letzter Zugriff: 10.01.2014).

BARLÖSIUS, E. ET AL. (2012): Dicksein. Über die gesellschaftliche Erfahrung dick zu sein. Hannover: Leibniz Universität.

SCHORB, F. (2009): Dick, doof, arm. Die große Lüge vom Übergewicht und wer von ihr profitiert. München: Droemer.

STATISTISCHES BUNDESAMT (2013): Medizin. http://www.gbe-bund.de/gbe10/abrechnung.prc_abr_test_logon?=&gastg&p_aid=&p_knoten=FID&p_sprache=D&p_suchstring=8722 (letzter Zugriff: 02.07.2013).

TOVAR, V. (2012): Hot & Heavy. Fierce Fat Girls On Live, Love and Fashion. Berkeley: Seal Press.

² Das * meint Menschen, die durch Fremdzuschreibungen als „Frauen“ bzw. „Männer“ eingelesen werden.

GLESA:

Gleichgeschlechtliche Lebensweisen und Selbstbestimmung im Alter



Die Steigerung der Lebenserwartung und die damit einhergehende älter werdende Gesellschaft lässt Fragestellungen der Gerontologie und der Demografie eine besondere Aufmerksamkeit zukommen. Die Potenziale des Alters und die Herausforderungen durch die Alterung einer Gesellschaft, wie Einsamkeit oder Teilhabe im Alter, erfordern neue Lösungen und kreative Ansätze. Sowohl die Wissenschaft als auch die Praxis der Sozialarbeit müssen darauf verstärkt reagieren. Zwar gibt es immer mehr Untersuchungen im Bereich der Gerontologie, Pflegewissenschaften und Sozialarbeit zum Thema, doch fallen die Themenfelder Gender, Migration und Ability oftmals noch unter den Tisch. Diversität und soziale Ungleichheit sind in diesem Themenfeld noch sehr selten.

Das IFAF¹-Forschungsprojekt GLESA (Gleichgeschlechtliche Lebensweisen und Selbstbestimmung im Alter) ist eine wissenschaftliche Studie unter der Leitung von Prof. Dr. María do Mar Castro Varela an der Alice Salomon Hochschule (Berlin) und der Teilprojektleitung von Prof. Dr. Claudia Gather an der Hochschule für Wirtschaft und Recht (Berlin), läuft vom April 2013 bis zum März 2015 und will auf diesem Themenfeld neue Wege gehen. Im Fokus des Forschungsprojektes liegt dabei das bisher nahezu unbeachtete Themenfeld zu gleichgeschlechtlichen bzw. queeren Lebensweisen im Alter.

Was macht die Besonderheit des Forschungsschwerpunktes aus? Zunächst muss festgehalten werden, dass Homosexualität gerade in den älteren Generationen noch mit Krankheit in Verbindung gebracht wird. Homosexualität wurde erst 1990 von der WHO aus dem Diagnoseschlüssel gestrichen und der Paragraph 175, der Homosexualität unter Strafe stellte, ist erst 1969 liberalisiert und erst 1994 aus dem Strafgesetzbuch endgültig entfernt worden. Aus diesen Gründen hat die Betroffenenengruppe enorme Vorbehalte vor den Regeldiensten der Altenhilfe, da die Abhängigkeit von Drittpersonen die Ängste verstärkt oder gar wiederbelebt. Das zeigt sich in den Pflege- und Senioreneinrichtungen oftmals mit unerbittlicher Härte und nicht nur dann, wenn gleichgeschlechtliche Lebensweisen einfach negiert werden. Diesen (Diskriminierungs-)Erfahrungen muss also auch im Alter entsprechend begegnet werden. Eine heteronormativitätskritische Theorie und milieusensible neue Ansätze in der Altenarbeit und Altenpflege müssen dringend entwickelt werden. GLESA ist ein erster Beitrag dafür.

GLESA untersucht dazu ein Pilotprojekt für eine milieusensible Altenarbeit: den Mitte 2012 eröffneten >Lebensort Vielfalt< (<http://www.lebensort-vielfalt.de>). Es ist ein Wohn- und Pflegeprojekt für schwule Senioren und lesbische Seniorinnen und ist u.a. entstanden aus der Sorge vor homophoben Einstellungen und Vorbehalten des Pflegepersonals und der Bewohner_innen in den Regeldiensten der Altenhilfe. Welchen Beitrag das ehrenamtlich initiierte, professionell organisierte Wohn- und Pflegeprojekt für die kommunale Daseinsvorsorge und für die Sensibilisierung von Pflegekräften leisten kann, sind weitere Leitfragen von GLESA. Dabei sollen auch neue und innovative Wege in der pflegerischen Versorgung in Zusammenarbeit mit Berliner Pflegeanbietern vorgeschlagen werden und ein Handlungsleitfaden für Pflegekräfte entwickelt werden.

*Urs Gamsavar
Lehrbeauftragter an der ASH Berlin
und Ralf Lottmann
Wissenschaftlicher Mitarbeiter der ASH Berlin*

¹ IFAF: Institut für Angewandte Forschung Berlin e.V.

WOHNUNGSLOSE FRAUEN MIT MINDERJÄHRIGEN KINDERN

Aufmerksam wurde ich auf das Thema „Wohnungslose Frauen mit minderjährigen Kindern“ durch meine Mitarbeit in der Praxisforschungswerkstatt des Masterstudiengangs „Praxisforschung in der Sozialen Arbeit und Pädagogik“. Angeleitet durch Prof. Dr. Susanne Gerull und Prof. Dr. Karin Wolf-Ostermann entwickelten wir als eine Gruppe von 6 Studentinnen die Fragestellung „Deckt das Berliner Hilfesystem der Wohnungslosenhilfe den Bedarf und die Bedürfnisse wohnungsloser Frauen mit Kindern?“ Die Ergebnisse unserer Studie, die aus einem quantitativen und einem qualitativen Teil bestand, wurden unter dem Titel „Unsichtbar und ungesehen. Wohnungslose Frauen mit minderjährigen Kindern.“ in der Schriftenreihe der ASH „Berliner Beiträge zu Bildung, Gesundheit und Sozialer Arbeit“ veröffentlicht.

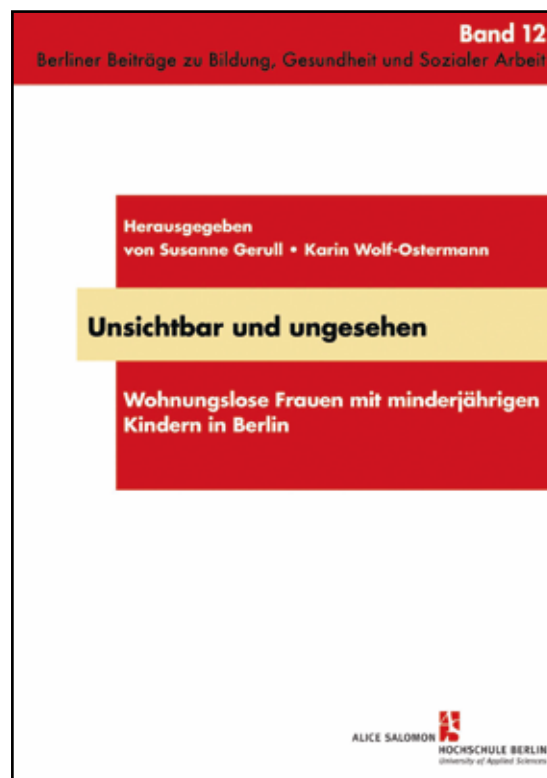
In meiner Masterarbeit mit dem Titel „Wohnungslose Frauen mit Kindern – über das Wirken von Rollenbildern im professionellen Hilfesystem“ steht die Frage im Mittelpunkt, inwiefern vorhandene gesellschaftliche Rollenbilder von Müttern zur (Nicht-)Wahrnehmung von wohnungslosen Müttern sowohl in der Gesellschaft, als auch im Hilfesystem beitragen. In meiner Arbeit zeige ich zunächst den Forschungsstand zu wohnungslosen Frauen

mit einer Schwerpunktsetzung auf wohnungslose Mütter. Weiterhin erläutere ich das Mutterbild unseres Kulturkreises im historischen Wandel. Mithilfe der Qualitativen Inhaltsanalyse werte ich ein Gruppeninterview und mehrere Einzelinterviews mit Expert_innen aus dem Hilfesystem aus und zeige den Einfluss der

herrschenden Rollenbilder von Müttern auf die Praxis der Sozialen Arbeit in der Wohnungslosenhilfe auf.

Die Unsichtbarkeit der wohnungslosen Mütter wird bedingt durch die historisch gewachsenen Mutterbilder. Häufig, vor allem wenn ihre Kinder fremduntergebracht sind, verstecken wohnungslose Frauen den Aspekt ihrer Mutterschaft bewusst und stärken dadurch die vorherrschenden Rollenvorstellungen, sowohl über Mütter (leben mit ihren Kindern, kümmern sich bestmöglich um deren Entwicklung) als auch über wohnungslose Frauen (alleinstehend und kinderlos). In der Praxis und der Literatur der Sozialen Arbeit nehmen wohnungslose Frauen (im Vergleich zu wohnungslosen Männern) nur einen sehr kleinen Raum ein. Wohnungslose Mütter werden zumeist nicht unter dem Aspekt ihrer Mutterschaft und allzu selten als Zielgruppe mit spezifischen Bedürfnissen wahrgenommen. Die Masterarbeit zeigt,

warum es wichtig ist, die gendersensible Arbeit in diesem Rahmen auszubauen, und stellt die Bedeutsamkeit der kritischen Reflexion über das gesellschaftliche und das eigene Mutterbild für Sozialarbeitende dar.



Claudia Körner

machte 2012 ihren Master an der ASH Berlin

SICH DEM FEMINISTISCHEN ANTISEMITISMUS STELLEN

Ein Forschungsdesiderat

Im Rahmen meines Seminars „Interdependenzen. Eine theoretische Spurensuche in Deutschland“ im Wintersemester 2013/14 an der Humboldt-Universität zu Berlin sprach Prof. Birgit Rommelspacher zum Thema „Antisemitismus und Feminismus“. Die emeritierte Professorin lehrte an der Alice Salomon Fachhochschule, hatte hier von 2000 bis 2002 den Sitz der Prorektorin inne und forscht heute zu Islamophobie und der christlichen Prägung säkularer Diskurse. Prof. Rommelspachers Forschungsarbeiten zeigen in herausragender Weise eine, in heutiger Formulierung, intersektionale bzw. interdependente Ausrichtung. Bereits in den 1990er-Jahren hat sich Birgit Rommelspacher mit Diskriminierungen wie Behindertenfeindlichkeit und Antisemitismus im Zusammenhang mit dem Geschlechterverhältnis auseinandergesetzt und insbesondere den Begriff der „Dominanzkultur“ geprägt. Wenn aktuell Intersektionalität als neues aus den USA übernommenes Theorem gilt, werden ihre Arbeiten genauso wie die Kritik am monokausalen Feminismus seitens jüdischer, behinderter oder afrodeutscher und migrierter Frauen* in Deutschland vergessen. Die folgende Zusammenfassung des Vortrages macht auf diese Auslassung in der Genealogisierung von Intersektionalität aufmerksam. Darüber hinaus verdeutlicht der Blick zurück, dass Antisemitismus in der Frauen*- und Geschlechterforschung thematisch untergegangen ist und ein Forschungsdesiderat darstellt. – In der Verwendung des Begriffes „Frauen“ mit Sternchen und dem generischen Femininum weiter unten übernehme ich den damaligen Sprachgebrauch und verweise darauf, dass in der Antisemitismus-Debatte im Feminismus andere intern wirksame Diskriminierungsstrukturen in den Hintergrund traten, insbesondere die binaristische und heteronormative Herstellung von Geschlechtlichkeit.

ANTISEMITISMUS UND FEMINISMUS. ERSTE AUSEINANDERSETZUNGEN

Den Ursprung monokausaler bzw. monokategorialer Analysen in der Frauen- und Geschlechterforschung, das heißt die christlich weiße Fokussierung auf patriarchale Diskriminierung, sieht Birgit Rommelspacher in der Anbindung an die linke Theorie begründet: Die These über das Klassenverhältnis als sozialen Hauptwiderspruch ersetzen die Feministinnen der 1970er-Jahre durch den Hauptwiderspruch „Geschlecht“ – ohne dabei Differenzen innerhalb der Kategorien „Mann“ und „Frau“ zu berücksichtigen. Die neue Zentrierung in der Analyse sozialer Ungerechtigkeit ist zwar als Reaktion auf die bisher dominierende Sichtweise verständlich. Doch jüdische, schwarze und migrierte Frauen* kritisierten die Nichtberücksichtigung ihrer Lebenslagen und damit die Monokausalität in der feministischen Theoriebildung. In der aktuellen Begrifflichkeit: Die sogenannten Minderheiten-Frauen* lenkten den Blick auf intrakategoriale Machtverhältnisse und konfrontierten den Mainstream-Feminismus mit seinen Privilegien. Im Besonderen traten Schuldkomplexe zutage, die auf Ignoranz, Verdrängung und Komplizenschaft mit der Täterinnengeneration zurückgingen, so Birgit Rommelspacher.



Prof. Birgit Rommelspacher



In Erinnerung an die Bremer Tagung „Feminismus und Rassismus“ von 1989 ging Prof. Rommelspacher auf die Antisemitismus-Vorwürfe jüdischer Frauen* ein. Die Vorwürfe hätten die nicht-jüdischen Organisationsrinnen, zu denen sie selbst zählte, sprachlos gemacht und irritiert. Daran anschließend bildeten sich jedoch Arbeitsgruppen und es lenkten neue Fragen die feministische Forschung wie die Täterinnenschaft von Frauen, die Rolle der Frauenbewegung im Nationalsozialismus und die Tabuisierung von Antisemitismus. Auf Nachfrage berichtete Birgit Rommelspacher, dass in den Arbeitsgruppen die Antisemitismus-Vorwürfe in den jeweiligen Texten untersucht und durch Selbsterfahrung die eigene soziale Privilegierung als weiße nicht-jüdische Frau* thematisiert wurden.

Im Zentrum der damaligen Auseinandersetzungen standen drei feministische Themenfelder, die dank der Einsprüche jüdischer Feministinnen aus den USA wie Susannah Heschel, Claudia Koonz und Marion Kaplan im Hinblick auf Antisemitismus geprüft werden konnten: 1. Publikationen zu dem Thema sexuelle Gewalt gegen Frauen und Kinder, 2. die Matriarchatsforschung und 3. die feministische Forschung zum Nationalsozialismus. Bücher wie „Das bestgehütete Geheimnis“, „Der Sturz der Göttin“ oder „Zwangsterilisation im Nationalsozialismus“ argumentierten antisemitisch, werteten das Judentum ab und blendeten Judenhass und -vernichtung aus bzw. schwächten den Holocaust ab. Mit dem Werk „Die friedfertige Frau“ von Margarete Mitscherlich verwies Prof. Rommelspacher auf die psychologische und psychoanalytische Argumentation, die die Frau* von Judenfeindlichkeit freisprechen sollte. Mit anderen Worten, polarisierende Diskurse über Mann und Frau oder Patriarchat und Matriarchat reproduzieren nicht nur Geschlechtsstereotypen, sondern fungieren auch als antisemitische Entlastungsstrategien.

Jüdische und migrierte Frauen* haben die weißen Feministinnen dazu gezwungen zu schauen, „Was ist da eigentlich los?“, sagte Prof. Rommelspacher. Die Abwehr von Antisemitismus in den eigenen Reihen, konvergiert, so die psychoanalytische Interpretation, mit der deutschen Verdrängungskultur. Birgit Rommelspacher plädiert dafür, sich dem feministischen Antisemitismus zu stellen und die dominierende Theorie in ihrer christlichen Prädisposition zu hinterfragen – rückblickend sowie aktuell, zum Beispiel in der Bewertung des Islam

KÜBRA GÜMÜŞAY

Statement der Bloggerin, Journalistin und Mitinitiatorin des Hashtags
für Alltagsrassismus #SchauHin zu fünf Jahren Queer-Feminismus

Ich habe das Gefühl, in den letzten fünf Jahren hat es die queer-feministische Szene geschafft, sich von einer kleinen Nischen-Internetkultur hin zu einer größeren Präsenz zu entwickeln und als ernste, kritische Stimme wahrgenommen zu werden. Die Kraft der queer-feministischen Szene besteht immer mehr darin, sich nicht nur auf ein einzelnes Problem zu beschränken, sondern intersektional zu denken und zu handeln. Sie verstehen, dass viele der Probleme systematische Probleme sind, von denen auch andere Minderheiten betroffen sind. Sexismus, Rassismus, Islamophobie, Fat-Shaming, Homophobie, Klassizismus, sie alle haben miteinander zu tun.

Dass unser Hashtag „SchauHin“ funktioniert hat, dass überwältigend viele Menschen mitgemacht haben, zeigt mir, dass wir in den Debatten, die wir in den vergangenen Jahren geführt haben, auch weiter gekommen sind. Es scheint ein größeres Bewusstsein für Rassismus zu geben. Natürlich weiß ich, dass deutsche Twitter-Nutzer nur einen geringen Prozentsatz der deutschen Bevölkerung ausmachen. Trotzdem fand ich es bemerkenswert, dass es so viele gab, die das, was sie im Alltag erleben, als Alltagsrassismus benennen, Beispiele nennen können. Ich selbst dachte ja früher zu Schulzeiten auch, dass es Rassismus nur in der NS-Zeit gab. Ich war mir dieser Probleme nicht bewusst, ich konnte sie nicht benennen.

Der zweite Erfolg von #SchauHin war, dass Leute, die nicht von Alltagsrassismus betroffen sind, es aber beobachtet haben, davon berichtet haben. Denn auch das Benennen von Außen muss als gesamtgesellschaftliche Aufgabe angesehen werden.

Und drittens ist etwas passiert, das ich wirklich nicht erwartet habe: Vereinzelt haben Nutzer davon erzählt, wie sie sich selbst in der Vergangenheit rassistisch verhalten haben. Das ist ein sehr wichtiger Schritt. Häufig spricht man als diejenige, die kritisiert, aus einer moralisch überlegenen Position. Aber keine von uns ist ja aufgewacht und wusste plötzlich von all den Mechanismen und Strukturen, die uns umgeben und in denen wir leben. Wir haben Rassismus und patriarchale Strukturen aner-

zogen bekommen. Erst nach und nach haben wir uns daraus heraus bewegt. Das zu reflektieren, öffnet den Weg für die Zukunft.

Was in der feministischen, aber auch in der antirassistischen Szene zwischendurch fehlte, war Toleranz gegenüber Fehlern. Das ist sehr schädlich, nicht nur denen gegenüber, die sich frisch anfangen mit Rassismus und Sexismus zu beschäftigen und dann verschreckt sind. Auch ich war beizeiten verschreckt und habe sehr genau aufgepasst, was ich schreibe. Auf meinem Blog habe ich einige Artikel nicht veröffentlicht, weil die Atmosphäre so vergiftet war. Dabei brauchen wir Menschen, die offen sagen: Ich verhalte mich auch rassistisch. Das ist nicht schlimm. Schlimm ist, wenn ich das nicht verändern möchte, wenn ich das nicht reflektieren möchte. Und dann sagen zu können: Ich gebe mein Bestes, um aus meinen Fehlern zu lernen. Denn wir alle verhalten uns rassistisch. Wir sind in einem Prozess. Wer auf Rassismus hinweist, der/die sollte offen darüber reden können, dass auch er/sie in der Vergangenheit erst lernen musste.

Wir müssen verzeihen können. Wir können nicht ständig im Krieg und im Kampf mit uns selbst und der ganzen Welt sein. Eine kritische Grundhaltung ist essentiell und wichtig, aber wir sollten uns und anderen verzeihen können. Ich glaube, das ändert sich langsam, dieser Wandel hat begonnen. Darüber sollten wir sprechen.

*Katrin Gottschalk
Redakteurin des popfeministischen Missy Magazine.
Kübra Gümüşay
Autorin von ein-fremdwoerterbuch.com*

Der Artikel ist in dieser Form bereits am 04.11.2013 beim Missy Magazine, Dossier Queer-Feminismus erschienen.



#SCHAUHIN

WEBFEMINISMUS

Wann haben Sie zuletzt einen Blog gelesen? Noch gar nicht? Das ist schade! Egal, ob es um Gleichstellung, Feminismus oder queere Themen geht, das Internet ist ein wichtiges Medium für Informationen, Vernetzung und Austausch. Insbesondere Blogs haben sich in den vergangenen Jahren zu lebendigen und wichtigen Informationsplattformen entwickelt, und das hat gute Gründe: Der sogenannte Netzfeminismus ermöglicht vielen einen Einstieg in die Thematik mit verhältnismäßig wenigen Zugangsbarrieren. Außerdem bieten Blogs einen Raum für Diskurse, denen in den klassischen Medien kaum Präsenz gewährt wird. Es kommen andere Perspektiven, andere Lebensrealitäten, kritische Ansätze und damit andere Menschen als gewohnt zu Wort und können gehört werden.

Hier stellen wir vier dieser Blogs vor.



Bei www.shehadistan.com handelt es sich um das Blog von Nadia Shehadeh. Es ist das erste Solo-Blog der Soziologin, die vorher bereits für www.philibuster.de und die Mädchenmannschaft gebloggt hat bzw. bloggt. Sie selbst benennt als Kernthemen des Blogs „Gegen- und Popkultur. Viel über Feminismus, Antirassismus, Musik und Kultur. Und alles was mich interessiert“ (Interview auf www.blogger-antworten.com vom 12.10.2013).

Das Blog erhält seinen besonderen Charme durch viele Musikvideos, eine Menge Sarkasmus und gern geteilte Bilder und gifs¹. Dabei gehen die Themen mit denen sich Nadia Shehadeh auf Shehadistan auseinandersetzt keinesfalls unter. Gerade das Thema Rassismus findet Raum und ist als Teil der eigenen Lebensrealität der Autorin mal mehr, mal weniger explizit doch stetig präsent.

Fazit: Ein Blog das Spaß macht und bissig ist. Das heißt, wer ausschließlich kuscheln will, ist hier falsch.



Unter www.maedchenmannschaft.net lässt sich eines der größten deutschsprachigen feministischen Blogs erbrowsen. In diesem Gemeinschaftsblog werden nahezu täglich neue Artikel zu einem weiten Spektrum feministischer Themen, gesellschaftspolitisch relevanter Ereignisse, Projekte, Initiativen sowie zu eigenen Gedanken und kritischen Betrachtungen veröffentlicht. Daneben gibt es relativ regelmäßige Serien, wie die Blogschau, den Samstagabendbeat, kurz notiert oder den Selbermachsonntag, den die Leser_innen selbst gestalten können.

Dabei thematisieren die Autorinnen der Mädchenmannschaft auch immer wieder die Verwobenheit von Sexismus mit Rassismus, Klassismus, Heterosexismus und reflektieren im Zusammenhang damit auch die eigenen Positionen.

Die Mädchenmannschaft wurde 2008 mit dem Deutsche Welle Blog Award BOB als bestes deutschsprachiges Weblog ausgezeichnet. 2009 war das Blog für einen Grimme Online Award und den Alternativen Medienpreis nominiert. 2012 wurde die Mädchenmannschaft neben sieben weiteren Projekten für den Clara-Zetkin-Frauenpreis nominiert.

Auch außerhalb des Netzes ist die Mädchenmannschaft aktiv. Mit Vorträgen, Workshops, Podiumsdiskussionen schaffen die Autorinnen der Mädchenmannschaft auch offline Angebote.

Fazit: Die Mädchenmannschaft ist mit ihrer Themenvielfalt ein gutes Einsteiger_innenblog und bietet auch Fortgeschrittenen viel Freude.

¹ gifs werden Dateien mit der Endung .gif genannt. Gif steht dabei für Graphics Interchange Format. Es handelt sich dabei meist um eine Datei, in der mehrere Graphiken zusammen abgespeichert werden. Dadurch entsteht der Eindruck eines bewegten Bildes.



ARGE DICKE WEIBER

Bei www.argedickeweiber.wordpress.com handelt es sich um ein feministisches Blog, das Projekt der gleichnamigen aktivistischen Gruppe ist, die sich jeden 2. und 4. Freitag des Monats im autonomen FrauenLesbenMädchenZentrum Wien trifft und sich mit dem Schwerpunkt der Diskriminierung und des Empowerments dicker Frauen beschäftigt. Auf dem Blog dieser autonomen, feministischen Initiative dicker Frauen und Lesben sprechen sie sich klar gegen die Normierung von Körpern und gegen die bestehenden Herrschaftsverhältnisse aus. Immer wieder sind der Kampf gegen Pathologisierung dicker Körper und Sexismus sowie für Vielfalt und positive Selbstbilder Thema. Dabei wird neben der Thematisierung gängiger Stigmatisierungen und Gewalterfahrungen auch immer wieder Aufklärung zu gängigen Maßnahmen wie Diäten und chirurgischen Eingriffen geleistet. Das Blog informiert über Veranstaltungen und Veröffentlichungen. Es berichtet über Lebensrealitäten dicker Frauen und über die Risiken gängiger Gewichtsreduktionspraktiken.

Arge Dicke Weiber sind auch außerhalb des Webs mit Veranstaltungen und Angeboten sehr aktiv.

Fazit: Wer Lust hat sich mal mit anderen Aspekten der Kritik an patriarchalen Machtstrukturen auseinanderzusetzen, wer wissen will, warum Dicksein nicht krank macht, Gesellschaftsstrukturen aber schon, oder wer einfach mal gute Artikel zu einem wichtigen Thema lesen will, ist hier richtig.



LAUFMOOS

Wer www.laufmoos.de besucht, ist zu Gast auf dem Blog von Joke. Die Themen sind hier Queer Studies, Trans*, Dis_Ability und kritisches Weißsein. Joke schreibt mit intersektionalem Ansatz und widmet sich vor allem queer-feministischen Themen. Dabei werden die Artikel über gesellschaftliche Strukturen oft mit der eigenen Lebensrealität verknüpft und bekommen so zusätzlich zu den theoretischen Ansätzen, die dahinter liegen, etwas sehr Persönliches. Neben Buch- und Filmrezensionen und Bezügen zu anderen Artikeln und Blogs, werden auch wichtige Fragen des Lebens bearbeitet, die im Kontext der herrschenden Macht- und Diskursstrukturen beantwortet werden wollen. Dabei ist gerade die Perspektive Trans* eine, die im Kontext verschiedener Themen immer wieder wichtig und sichtbar gemacht wird.

Fazit: Ein Blog mit vielen Blickwinkeln, das entscheidende Fragen stellt und Alltag politisch macht.



Wer regelmäßig über spannende Blogs, Beiträge und Veröffentlichungen informiert sein will, kann uns auch auf unserem Blog <http://mashup-ASH.blogspot.de/> besuchen. Hier gibt es Infos zu Blogs, Lese- und Veranstaltungstipps und einen Überblick rund um Frauen- und Queergremien an der ASH.

Debora Antmann
Redaktionsmitglied der Quer

GLOSSAR

BINARITÄT

ist die Vorstellung von einem System, das aus zwei Kategorien besteht. In den Gender-Studies beispielsweise ein zweigeschlechtliches System aus „Frauen“ und „Männern“, das Zuordnungen jenseits dieser beiden, wenn überhaupt, nur als Abweichung der Norm zulässt.

BMI

bezeichnet den Body-Mass-Index, der dazu dient, Körper anhand ihrer Kilo pro Quadratmeter zu bewerten. Er wird in der Medizin genutzt, um Körper mithilfe von Richtwerten als „gesund“ oder „ungesund“ zu bewerten oder mit Risikofaktoren in Zusammenhang zu setzen.

CIS ODER CIS-GENDER

bezeichnet Menschen, die sich mit dem ihnen bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht identifizieren. Der Begriff wurde eingeführt, damit Trans* nicht die Abweichung einer als gegeben betrachteten Norm markiert.

DEKONSTRUKTION

meint in Anlehnung an Derrida die kritische Analyse von Texten mit dem Ziel, deren verschiedenen Deutungsmöglichkeiten nachzuspüren und zu erkunden, wie Texte Bedeutung erzeugen. In den Gender Studies sind Judith Butler und Gayatri Spivak die bekanntesten Dekonstruktivistinnen (siehe Konstruktivismus).

DISKURS

Der Begriff Diskurs wurde bis in die 1960er-Jahre vorrangig in der Bedeutung „erörterndes oder „hin und hergehendes Gespräch“ verwendet. Heute wird der Begriff Diskurs häufig im Sinne der Diskurstheorie von Michel Foucault verwendet. Grob vereinfacht meint Foucault mit Diskurs das in der Sprache aufscheinende Verständnis von Wirklichkeit der jeweiligen Epoche. Der Diskurs definiert für einen bestimmten Zusammenhang oder ein bestimmtes Wissensgebiet, was sagbar ist, was gesagt werden soll und was nicht gesagt werden darf. Der Diskurs ist dabei nur der sprachliche Teil einer

„diskursiven Praxis“, die auch nichtsprachliche Aspekte mit einbezieht. In der feministischen Theorie und vor allem seit Butler schließt Diskurs auch körperliche Darstellung oder Sprechakte mit ein. Somit wird Geschlechtsidentität diskursiv erzeugt.

DIVERSITY

ist das englische Wort für Vielfalt. Diversity ist als Begriff vor allem im Kontext von Diversity Management bekannt geworden. Diversity Management ist eine Strategie, die das vielfältige Potenzial der Mitarbeiter_innen nutzbar machen soll. Außerhalb des Diversity Management wird Diversity verwendet, um die Vielfalt von Lebenserfahrungen geltend zu machen. Im Gegensatz zu Intersektionalität werden die verschiedenen Kategorien von Vielfalt durch das Diversity-Konzept vor allem additiv verwendet und selten in ihrem Verhältnis zueinander betrachtet.

EMANZIPATION

Der Begriff bezeichnet eine gesellschaftliche und politische Selbstbefreiung marginalisierter Gruppen. In der Regel

zielen emanzipatorische Prozesse darauf ab, durch das Hinterfragen bestehender Machtstrukturen eine Verbesserung der Lebensumstände durch mehr Unabhängigkeit, Selbstbestimmung, Freiheit, Anerkennung und Partizipation zu erreichen. Besonders häufig tritt der Begriff im Zusammenhang der Frauenemanzipation auf. Diese wird im europäischen Kontext in drei Bewegungen beschrieben: Die Beginn-Bewegung innerhalb eines katholischen Kontextes im 12. Jahrhundert, die Frauenbewegung mit dem Beginn der Französischen Revolution Ende des 18. Jahrhunderts rund um Olympe de Gouges, bis ins 20. Jahrhundert mit den Suffragetten und der sogenannten zweiten Welle der Frauenbewegung Mitte der 40er-Jahre des 20. Jahrhunderts.

FAT-EMPOWERMENT

ist ein Begriff der fett-positiven Bewegung. Empowerment beschreibt Strategien zur Selbstbestimmung und zum Eintreten für die Interessen von Gruppen mit Diskriminierungs- bzw. Gewalterfahrungen. In diesem Fall sind Strategien zur Selbstbestimmung dicker und fetter

Menschen gemeint. Dick und fett bzw. fat sind dabei Selbstbezeichnungen, die daraus entstanden sind, die negativ besetzten Begriffe umzudeuten und zu politisieren.

FATSHAMING

bezeichnet die Diskriminierung dicker und fatter Menschen – häufig mithilfe von Schuldzuweisung und Abwertung dicker und fatter Menschen und ihrer Körper

FEMINISMUS

beschreibt sowohl ein theoretisches Bekenntnis, als auch eine Bewegung, die im Kontext der Frauenbewegung entstand und das Aufbegehren von Frauen gegen ihre Unterdrückung und die Herrschaftsform des Patriarchats bezeichnet.

GENDER

wird verkürzt häufig mit „Geschlecht“ übersetzt und ist ursprünglich die Benennung des grammatikalischen Geschlechts im Englischen. Es wird seit den 1970er-Jahren verwendet um das sozial konstruierte Geschlecht in

Abgrenzung zum biologisch zugeschriebenen Geschlecht (Sex) zu beschreiben. Die Sex-Gender-Trennung wurde vor allem durch konstruktivistische Theorien kritisiert, die besagen, dass auch das biologische Geschlecht konstruiert ist und dass mit der Trennung Zweigeschlechtlichkeit beibehalten und verstärkt wird.

GENDER STUDIES

wird wortwörtlich mit Geschlechterstudien übersetzt und bezeichnet eine Studien- und Forschungsrichtung, die sich mit gesellschaftlichen Phänomenen und deren Auswirkungen auf Geschlecht beschäftigt. Konkretes Ziel ist es, Geschlechterverhältnisse in verschiedenen sozialen, politischen, historischen und kulturellen Kontexten zu analysieren.

HASHTAG

ist ein Wort oder eine Zeichenfolge, die durch ein Doppelkreuz # hervorgehoben wird. Besondere Bedeutung bekommt es im Zusammenhang mit Twitter, wo durch Hashtags Beiträge gesammelt

und als zusammengehörig markiert werden.

HETERONORMATIVITÄT

beschreibt eine Weltsicht, die Heterosexualität als Normalität und somit alles jenseits dessen, so zum Beispiel Homosexualität, als normative Abweichung begreift. Damit einher geht auch die Annahme, dass Sexualität auf einem binären System von männlich/weiblich basiert.

HETEROSEXUALITÄT

kurz „Hetero“ – griechisch „das andere“ – ist eine Begehrensform, die ein binäres Geschlechtersystem voraussetzt, in dem jeweils die als gegensätzlich verstandenen Geschlechter, also „Frauen“ und „Männer“, einander begehren. Sie gilt als Gegensatz der Homosexualität und bleibt häufig unbenannt, da sie als Norm gilt.

HOMOSEXUALITÄT

ist eine Begehrensform, der wie Heterosexualität ebenfalls ein binäres Geschlechtersystem zugrunde liegt, allerdings richtet sich hier das Begehren auf das „gleiche“ (griech. homo) Geschlecht. Als Gegenmaßnahme zu der Pathologisierung, die mit Homosexualität einhergeht, wird als politische Selbstbezeichnung häufig nur Homo verwendet.

INTERDEPENDENZ

beschreibt die Wechselwirkung und Abhängigkeiten verschiedener Machtstrukturen. Dieser Betrachtung liegt die Annahme zugrunde, dass sich bestimmte Diskriminierungsformen nicht unabhängig von anderen denken und analysieren lassen. Im Rahmen der Intersektionalität wird damit ein größerer Zusammenhang zwischen Diskriminierungen aufgezeigt, als das Bild einer Straßenkreuzung von Kimberlé Crenshaw es zunächst zulässt. So kreuzen sich verschiedene Macht- und Ungleichheitssysteme nicht einfach, sondern

stehen in unmittelbarem Zusammenhang und unmittelbarer Abhängigkeit zu einander und bedingen sich gegenseitig.

INTERSEKTIONALITÄT

Der Begriff Intersektionalität kommt aus den USA und wurde von der feministischen Rechtswissenschaftlerin Kimberlé Crenshaw erstmals verwendet. Er beschreibt in Anlehnung an das Bild einer Straßenkreuzung (intersection) die Überkreuzung von verschiedenen Ungleichheitskategorien. Damit knüpft der Begriff auch an die Geschichte des Black Feminism an, der den Sexismus der Bürgerrechtsbewegung und den Rassismus der feministischen Bewegung kritisierte. In den USA wird Intersektionalität vor allem in Zusammenhang mit der dreifachen Unterdrückung durch race-class-gender genannt. In Deutschland wurde der Begriff um weitere Ungleichheitskategorien erweitert, was wiederum heftig diskutiert wurde.

INTERVENTION

bezeichnet das Eingreifen in Situationen oder Begebenheiten, häufig mit symbolischem Charakter. Interventionen haben im politischen Kontext häufig einen wehrhaften Charakter

oder dienen dazu Betroffene zu unterstützen. Gerade antirassistische und anti(hetero)sexistische Aktionen arbeiten mit Interventionen, um Machtverhältnisse sichtbar zu machen und Räume nicht der herrschenden Dominanzkultur zu überlassen.

INTER*

sind Personen, die mit körperlichen Merkmalen geboren werden, die medizinisch als „geschlechtlich uneindeutig“ gelten. Der Überbegriff Inter* ist ein Begriff, der sich aus der Community entwickelt hat, und der als ein emanzipatorischer und identitärer Überbegriff die Vielfalt intergeschlechtlicher Realitäten und Körperlichkeiten bezeichnet.

ISLAMOPHOBIE

bezeichnet eine anti-islamische, von Hass und Feindseligkeit geprägte Grundhaltung. Die damit einhergehende Ablehnung und die Benachteiligung von Muslimen und dem Islam führen zu Diskriminierung und gesellschaftlichem Ausschluss von Muslimen und Menschen, die in diese Kategorie hinein interpretiert werden.

KLASSISMUS

bezeichnet die Diskriminierung aufgrund der Wertigkeit wirtschaftlich und bildungspolitisch unterschiedlich starker Klassen. In Zusammenhang damit stehen Benachteiligungen und Stigmatisierungen aufgrund des tatsächlichen oder vermuteten Bildungsstatus und der sozialen Einbindung. Phänomene werden bestimmten Klassen zugeordnet und Wertigkeiten konstruiert. Somit werden die in der Hierarchie minderwertigen Klassen problematisiert und stereotypisiert.

KONSTRUKTIVISMUS

Der Begriff kommt aus der Philosophie und beschreibt das erkenntnistheoretische Phänomen, dass etwas oder jemand von der/dem Betrachter_in durch den Vorgang des Erkennens erst konstruiert wird. Der Konstruktivismus grenzt sich damit explizit vom Essentialismus ab.

LGBT*I*(Q)

bezeichnet die Community der Lesbians, Gays, Bis, Trans*, Inters*, (und Queers)

übersetzt Community der Lesben, Schwulen, Bis, Trans*, Inters* (und Queers)

MARGINALISIERUNG

beschreibt eine Verdrängung von Minderheiten an den gesellschaftlichen Rand. Marginalisierte Gruppen entsprechen in der Regel nicht der normorientierten Mehrheitsgesellschaft und werden von dieser in ihren Handlungsfähigkeiten stark eingeschränkt. Minimierte Partizipationsmöglichkeiten machen eine Teilnahme am gesellschaftlichen Leben innerhalb dieser Mehrheitsgesellschaft für Minderheiten schwierig bzw. unmöglich, was mindestens in Teilbereichen zum Ausschluss führt.

MATRIARCHAT

beschreibt ein Gesellschaftssystem, in dem Frauen die zentrale Rolle in der Gesellschaft und der Machtausübung übernehmen.

PARTIZIPATION

wird übersetzt mit Teilhabe, Beteiligung oder Mitbestimmung. Die Möglichkeit der Partizipation ist wichtig,

um die eigenen Lebensverhältnisse mitgestalten und beeinflussen zu können. Partizipation ist daher auch ein wichtiger Begriff der Pädagogik und Soziologie

PATERNALISMUS

meint eine Bevormundung, die der bestehenden Herrschaftsordnung entspricht.

PATRIARCHAT

(wörtlich: Herrschaft des Vaters) bezeichnet eine nach dem männlichen Strukturprinzip organisierte Gesellschaftsordnung, in der alles, was weiblich konnotiert ist, abgewertet wird. So wird dem Mann eine bevorzugte Stellung in Staat, Ökonomie und Familie eingeräumt.

QUEER

ist das englische Wort für Andersartigkeit. Damit sollen Dinge, Handlungen oder Personen beschrieben werden, die von der Norm abweichen. Ursprünglich wurde das Wort im Sinne von „pervers“ als Schimpfwort gebraucht. In den 80er- und 90er-Jahren wurde das Wort durch die positive Verwendung umgewidmet und beschreibt inzwischen das Ausbrechen aus der Zwei-Geschlechter-Ordnung sowie aus heteronormativen Lebenskonzepten.

TRANS*

bezeichnet Menschen, die sich nicht mit dem ihnen bei ihrer Geburt zugeordneten Geschlecht identifizieren. Die Selbstbezeichnung ist dabei kein Identitätsmerkmal, dass automatisch darauf schließen lässt, ob sich diese Person mit einem anderen Geschlecht, keinem Geschlecht oder mehreren Geschlechtern identifiziert.

Das Glossar wurde von der Redaktion zur besseren Verständlichkeit erarbeitet und erhebt nicht den Anspruch vollständig oder begrifflich vollkommen exakt zu sein. Die dargestellten Definitionen geben oft nur einen Teilbereich der komplexen Begriffe wider.

Literatur

- ALTHOFF, M./BERESWILL, M./RIEGRAF, B.(2001): Feministische Methodologien und Methoden: Traditionen, Konzepte, Erörterungen (Lehrbuch Zur Sozialwissenschaftlichen Frauen- Und Geschlechterforschung). Opladen: Leske + Budrich Verlag.
- BECKER, R./KORTENDIEK, B. (2010): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- HORNSCHEIDT, L. (2012): feministische w_orte: ein lern-, denk- und handlungsbuch zu sprache und diskriminierung, gender studies und feministischer linguistik. Frankfurt a.M : Brandes & Apsel..
- KROLL, R. (2002): Metzler Lexikon: Gender Studies, Geschlechterforschung. Stuttgart: Verlag J.B. Metzler.

CALL FOR PAPERS

SCHWERPUNKT: CARE ÖKONOMIE

- Perspektiven für geschlechtergerechtes Wirtschaften

Der Begriff der Care-Ökonomie – oder dt. Sorgeökonomie - bezieht sich auf die Frage, wie eine Gesellschaft die alltägliche Versorgung für ihre Mitglieder organisiert (Madörin 2009). Zur Care Ökonomie gehören beispielsweise die Betreuung kleiner Kinder, die Pflege älterer Menschen, die Versorgung von Kranken oder Tätigkeiten im Bereich der sozialen Arbeit. Stärker als jedes andere Wirtschafts- und Arbeitsfeld ist die Care-Ökonomie von asymmetrischen Geschlechterverhältnissen geprägt. Die Sorgearbeit wird zu einem Großteil von Frauen verrichtet, ist weiblich konnotiert und in der Regel schlecht bezahlt. Gendersensible Analysen der Care Ökonomie sind in den vergangenen Jahren verstärkt zum Gegenstand wissenschaftlicher Debatten geworden. Mit dem Fächerkanon Soziale Arbeit, Erziehung und Bildung im Kindesalter, Gesundheits- und Pflegemanagement sowie Physio- und Ergotherapie bildet die ASH Berlin Studierende für zentrale Bereiche der bezahlten Care Ökonomie aus. Dennoch wurde die wissenschaftliche Debatte in Lehre und Forschung bisher kaum sichtbar aufgegriffen. In der 21. Ausgabe der *Quer*, die im Sommer 2015 erscheinen wird, soll das Thema Care Ökonomie aus den verschiedenen Fächerperspektiven beleuchtet werden.

Wir möchten alle Interessierten einladen, Artikel zu dem Thema einzureichen. Möglich sind beispielsweise Theoriebeiträge, Fallstudien, Essays, Konferenzberichte oder Darstellungen studentischer Arbeiten, die etwa folgendes Spektrum umfassen:

- Was kennzeichnet die Care Ökonomie im Vergleich zur klassischen Ökonomie?
- Welche Probleme kennzeichnen die bezahlte Sorgearbeit?
- Welche Probleme der Care Ökonomie ergeben sich aus intersektionaler Perspektive?
- Wie entstehen globale Sorgeketten und welche Folgen haben sie für Herkunfts- und Aufnahmeländer?
- Welche Voraussetzung und welche Folgen hat gute Sorgearbeit?
- Wie kann Sorgearbeit geschlechtergerecht gestaltet werden?
- Was bedeutet der Diskurs über Care Ökonomie für mich als Student_in einer Hochschule mit den Schwerpunkten Soziale Arbeit, Erziehung und Gesundheit?
- Wie kann die Hochschule zur Entwicklung einer geschlechtergerechten Sorgearbeit beitragen?
- Wie sieht eine Politik der geschlechtergerechten Sorgearbeit aus?
- Inwiefern kann die Care Ökonomie Basis einer geschlechtergerechten Wirtschaftstheorie sein?

Bitte melden Sie Ihren Artikel bis zum 31.12.2014 per E-Mail bei der Redaktion der *Quer* an:
quer@ash-berlin.eu. // Abgabefrist für die Artikel ist der 15.02.2015.

Wichtige Informationen für die Artikel:

Zeichenumfang: Max. 12.000 Zeichen (mit Leerzeichen, längere Artikel nach Absprache möglich)

Bilder: Bitte reichen Sie zu Ihrem Artikel passende Bilder (jpg) in möglichst hoher Auflösung ein (mind. 300 dpi).

Dateiformat: doc-Datei oder rtf-Datei ohne Vorformatierungen

Weitere Vorgaben für Artikel entnehmen Sie bitte dem Autor_innen-Leitfaden auf unserer Seite.

Bei weiteren Fragen stehen Ihnen die Frauenbeauftragten und die studentische Mitarbeiterin Debora Antmann in Raum 322/320 zur Verfügung.

Wir freuen uns auch über die Mithilfe bei der *Quer*-Redaktionsarbeit. Interessent_innen sind jederzeit herzlich willkommen.

Wir freuen uns auf Ihre Artikel!

Die *Quer* Redaktion

